



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

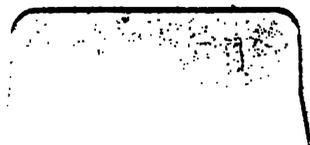
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





FL
5733
296
1107

STANFORD
LIBRARIES

Die Satire

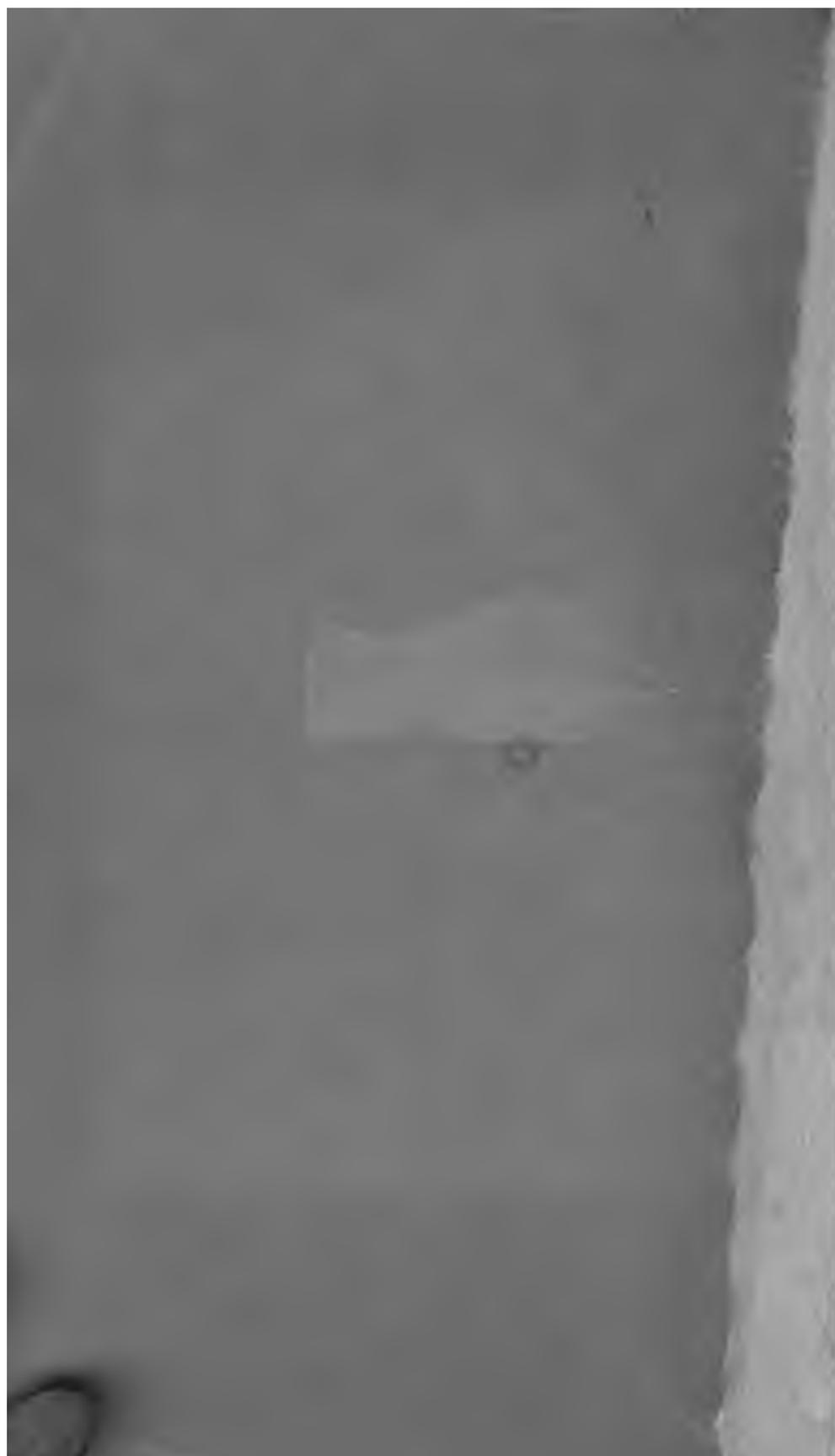
: in der jüdischen Literatur :

• • von • •

HEINRICH GROSS



Frankfurt a. M.
Verlag von
Groschke & Co.
1903



Die Satire

⋮ in der jüdischen Literatur ⋮

▼ von ▼

HEINRICH GROSS



Hugsburg
1908



**Sonderabdruck aus der »Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft
des Judentums«, 52. Jahrgang.**



Druck von Adolf Alkaly & Sohn, Preßburg.

I.

Die Satire ist diejenige Gattung der Dichtkunst, in welcher Laster und Torheiten der bürgerlichen Gesellschaft oder einzelner ihrer Stände und hervorragender Führer in verschiedenen Formen, sei es in gebundener oder ungebundener Rede, sei es in ernster oder humoristischer Weise, lächerlich gemacht oder dem Spotte preisgegeben werden. Sie ist das Spiegelbild der Kultur des Volkes, dem der Dichter angehört. Sie erscheint anders im griechischen Gewande bei Aristophanes und anders in der römischen Toga bei Horaz. Sie tritt in anderer Gestalt in der freigeistigen Sphäre des Franzosen Rabelais, in anderer bei dem Spanier Cervantes im Don Quixote und in ganz anderer Gestalt in der jüdischen Literatur auf, in der das tiefe Weh der Bedrückten, der Weltschmerz, den Dichtern die Feder führte.

Ich habe von den Satirikern der verschiedenen Völker gesprochen, nur von der deutschen nicht. Ich nenne nur einen, allen wohl bekannten, den gottbegnadeten Dichter Heinrich Heine. Wir bewundern an ihm die ungewöhnliche Innigkeit der Empfindung, die, der Tiefe seines zartbesaiteten Gemütes entquellend, mit hinreißender, entzückender plastischer Gestaltungskraft hinfloß. Was ihm den Beinamen des »ungezogenen Lieblings der Grazien« eingebracht

hat, ist der souveräne Witz, das Merkmal eines scharfen Verstandes, mit dem er die Schwächen seines Zeitalters durchgehechelt hat. Was aber seiner Dichtung ein eigentümliches Gepräge gegeben hat, das ist der jähe, oft unvermittelte Übergang von der glühenden Äußerung des Gefühls zum kalten zersetzenden Sarkasmus, in dem sich die spielenden Grazien in neckische Kobolde verwandeln. Die Lyrik und die Satire kommen bei ihm oft gleichzeitig zum Worte. Diese Mischung verdankte Heine, der, vom Genius des deutschen Volkes getragen, trotz aller Verunglimpfungen einer der größten deutschen Dichter ist, dem Stamme, den er entsprossen ist, und dessen Weltschmerz er trotz seines Abfalles von demselben immer tief mitempfunden und oft in die ergreifendste Form gekleidet hat.

Dem jüdischen Stamme ist ein Herz eigen, das in besonderem Grade sprüchwörtlich weich ist, sei es von Natur, sei es durch die Leiden, die er mehr als irgend ein anderes Volk erduldet und unter deren Wucht er das Schlechte, das in der Welt herrscht, tiefer wie irgend ein anderer empfunden hat. Aus dieser Gemütsstimmung erwuchs sein Weltschmerz, der ihn verbitterte und seine berechnete Klage zur Satire machte, von der ganz besonders das Wort des berühmten römischen Satirikers Juvenal gilt: *Facit indignatio versus*. »Die Entrüstung schmiedet Verse«. Dem jüdischen Stamme hat es aber neben dieser Weichheit des Herzens nicht an dem nötigen Verstande gefehlt. »Alle Juden,« sagt ein Sprichwort, »haben Sechel.« Ein talmudisches Sprichwort lautet: »Besser ein Körnlein scharfen Pfeffers, als ein Korb voller Kürbisse« (Megilla 7a). Die Juden liebten von jeher humoristische Gespräche, geistreiche Witze und — wenn es galt, das Niedrige und Gemeine zu tadeln — die bitterböse Satire.

Die Satire in der jüdischen Literatur monographisch zu behandeln, ist eine schwere Aufgabe. Zu dieser Literatur gehört doch in erster Linie die Bibel, die uns ein

heiliges, göttliches Buch ist. Allein, da wir uns nicht scheuen von der biblischen Dichtung zu sprechen, so dürfen wir darin auch der Satire, die eine ihrer Seiten bildet, einen Platz einräumen. Ich bin sehr weit davon entfernt, die Bibel zu profanieren, wenn ich das, was mir als satirisches Moment erschien, in eine moderne Form gekleidet und da und dort durch Parallelen der nichtjüdischen Literatur illustriert habe. Die Beispiele, die ich aus der Haggada gebe, sind dürftig. Es sind eben nur Proben. Dasselbe gilt von der späteren jüdischen Literatur, von der überdies Folgendes zu bemerken ist. **E r s t e n s** kommt dasjenige in ihr, was lediglich aus einer andern Sprache ins Hebräische übersetzt wurde, in meiner Monographie in der Regel nicht in Betracht, da ich doch das Wesen der jüdischen Satire behandle. **Z w e i t e n s** gehört nach meiner Auffassung die **S t r e i t s c h r i f t**, insofern sie spezifisch persönlicher, also individueller, Art ist, nicht zur eigentlichen Satire, die ihrem Wesen nach, selbst wenn sie bestimmte Personen zum Ziele hat, in formaler Beziehung allgemeiner Natur ist. Ich habe daher manches ausgeschaltet, was andere zur Satire rechnen. Meine Abhandlung ist eben nur ein Versuch und obendrein eine ganz knappe Skizze, in der ich die wichtigsten Punkte der jüdischen Satire zusammenstelle.

II.

Die Satire findet sich bereits in der Bibel. Sie bietet uns einige gewissermaßen satirische Typen, auf die man später oft hingewiesen hat, um eine häßliche, charakteristische Seite eines Menschen kurz anzudeuten. Sie schildert zum Beispiele in **E s a u**, der sein Recht der Erstgeburt um ein Linsengericht verkauft hat, das Urbild des Genußmenschen, der in seiner Torheit für einen flüchtigen sinnlichen Genuß das ganze Heil seiner Seele hingibt. Sie zeigt uns in dem schlauen **L a b a n**, der in **J a k o b** seinen Meister gefunden hat, den mit Recht betrogenen **Betrüger**

Sie beschreibt im heidnischen Seher Bileam, der sich mit seiner prophetischen Kraft brüstete und den Engel Gottes nicht sah, den seine Eselin geschaut hat, und der vor Israel hintrat, um es zu verfluchen und es wider seinen Willen segnete, den gleißnerischen Verführer Israels, der zu ihm salbungsvoll redet und im Herzen ihm das Schlechteste wünscht. Sie führt uns in Haman, der die Juden vernichten wollte und an denselben Galgen gehenkt wurde, den er für Mordechai errichten ließ, den eingefleischten Judenfresser vor, auf den oft die Pfeile zurückfallen, die er gegen die Juden schleudert. Die Bibel braucht die Absicht der Satire gar nicht gehabt zu haben, aber die Juden haben später die genannten Personen als satirische Figuren aufgefaßt, welche gewisse Charakterfehler repräsentieren. Sie redeten von ihnen in derselben Weise, in der wir von manchen charakteristischen Gestalten der Dichtung reden.

Die fulminanten Strafreden, in denen die Propheten gegen die Gebrechen des Volkes eiferten, haben oft recht scharfe satirische Spitzen. Als die Propheten des Baal auf dem Berge Karmel Stunden lang ihren Gott vergeblich angerufen hatten, daß er ihnen zur Verbrennung ihres Opfers Feuer vom Himmel sende und dadurch ein Zeichen gebe, daß er der wahre Gott sei, sagte der Prophet Elia voller Spott zu ihnen: »Rufet euren Gott laut an, denn er ist vielleicht in Gedanken versunken oder bei Seite gegangen« u. s. w. (2. Kön. 18, 4). Der Prophet Amos (3, 7) geißelt die Zerrüttung des Familienlebens in Israel mit einigen wenigen Worten die an »die beiden Klingsberg« von Kotzebue erinnern. Hosea (13, 2) ironisiert bitter die Götzendiener, »welche die Menschen opfern und die Kälber küssen«. Jesaias schüttet die ganze Lauge des ihm eigenen Sarkasmus über den Künstler aus, der einen Gott aus einem Holzblocke schnitzt, dessen Abfälle er anzündet, um daran sich zu wärmen und die Speisen zu bereiten. Der griechische Meister Phidias mit seinem Zeus von

Olympia, einem der sieben Wunder der alten Welt, hätte in seinen Augen kaum mehr Gnade gefunden. Derselbe Prophet (28, 15—16) verhöhnt Tyrus, die stolze phönikische Handelsstadt, als sie durch die sich immer mehr ausbreitende assyrisch-babylonische Weltmacht ins Gedränge kam. Er rät ihr, wie man, um mich eines modernen Ausdrucks zu bedienen, einer verblühten, einst gefeierten Sängerin rät, sich im Tingel-Tangel hören zu lassen, dessen Besucher in ihren Ansprüchen bescheiden sind. Die Israeliten hatten allen Grund, Babylonien zu hassen. *Jesaias* (14) schildert das Erscheinen *Nebukadnezars* in der Unterwelt, wo er von den dort ruhenden Königen verspottet wird, »daß er, der die Erde erzittern und die Reiche erbeben gemacht hat, der Weltbezwinger, der sich einem Gotte gleich gedünkt, wie andere Sterbliche auch in die Hölle gestürzt sei.« Man glaubt ein Kapitel aus *Dantes* »göttlicher Komödie« zu lesen. *Jesaias* (3) führt uns in einer Rede über den übertriebenen Luxus der Frauen an den Putztisch einer eleganten Dame, die alle Künste der Toilette anbietet, um ihre Reize im hellsten Glanze erstrahlen zu lassen, damit sie, wenn sie auf der Straße mit elastischer Grazie und unnachahmlicher Koketterie einherschreitet die Herren der Welt bezaubere. Wir vermeinen schier eine Predigt von *Abraham a Santa Clara* zu lesen.

Der Spruchdichter (Spr. Sal. 7) warnt vor der Verführung eines verwerflichen Weibes. Die Pointe der krassen Schilderung könnte man in der folgenden modernen Fassung wiedergeben. *Madame de Frivolité*, eine schöne, junge Stroh Wittwe, empfing in ihrem *Boudoir* ihren Hausfreund, den *Marquis d'Imbécile*, den sie in schmeichelhafter Weise eingeladen hatte. Sie unterhielt sich mit ihm in der angenehmsten Weise. Plötzlich wurde sie verstimmt und bemerkte auf die Frage, was ihr fehle, daß ihr Mann bei der Abreise aus Versehen den Kassaschlüssel mitgenommen habe.

Der Hausfreund reicht ihr galant sein Portefeuille, in das sie einen sehr tiefen Griff getan hat. Er besieht den Schaden und tritt wie ein begossener Pudel heim. Derselbe Spruchdichter enthält noch mancherlei scharf zugespitzte satirische Aussprüche.

Das satirisch angelegte Buch »Kohélet« schildert am Schlusse das Ende desjenigen, der sein Leben in der Jugend nicht geschont hat, in einem drastischen Bilde. »Die Himmelslichter«, heißt es, »verdunkeln sich, die Wächter des Hauses erzittern, die Krieger krümmen sich, die Müllerinnen schweigen, die Mühle verstummt, die durch die Luken schauen, erblinden, die Türen schließen sich, die Töne verklingen, die silberne Kette reißt, die goldene Kugel bricht, der Krug geht entzwei, und das Schwungrad rollt in die Tiefe«. Stückweise, das ist der Sinn dieses Bildes, versagen die einzelnen Organe des Leibes allmählich ihren Dienst, später bei demjenigen, der in dem Verbräuche seiner körperlichen Kräfte häuslicher war, früher aber bei der jeunesse dorée, die sich in der Jagd nach Allotriis an Leib und Seele aufgerieben hat. Die biblische Erzählung, daß Nebukadnezar einen seltenen Traum gehabt habe und ganz so, wie ihm Daniel (4) ihn gedeutet hat, in Wahnsinn verfallen sei, ist offenbar eine apokalyptische Satire auf Antiochus Epiphanes, der spottweise auch Epimanes, der Wahnwitzige, genannt wurde.

Die Bibel enthält auch zwei Fabeln, die zur Satire gehören, insofern in ihnen Wesen der unvernünftigen Natur redend derart angeführt werden, daß in ihnen das Menschliche nach seiner guten und schlechten Seite veranschaulicht wird. In der ersten dieser Fabeln (Richter c. 9) wählten die Bäume des Waldes zu ihrem Könige den Dornstrauch und wurden von dem Feuer verzehrt, das von ihm ausgegangen ist. In der zweiten Fabel (2. Kön. 14) wirbt der Dornstrauch in seiner Überhebung

um die Hand der Tochter der Zeder und wird während der Werbung von einem Wiesel zertreten. Wer denkt da nicht an die beiden bekannten Äsopischen Fabeln? In der einen baten die Frösche Zeus um einen König und erhielten ihn in der Gestalt eines Storches, von dem sie aufgefressen wurden. In der anderen will es der Frosch mit dem Ochsen aufnehmen, bläst sich auf, um eben so groß wie dieser zu erscheinen, und platzt dabei. Alle Fabeln der verschiedenen Völker haben ihren Ursprung im Orient und sind daher mehr oder weniger mit einander verwandt.

Der König Salomo hat nach der Bibel (I. Kön. 4, 32—33) 3000 Sprüche und 1005 Lieder verfaßt und über die Bäume, von der Zeder auf dem Libanon bis zum Ysop an der Wand, über das Vieh, die Vögel, das Gewürm und die Fische geredet. Der Historiker Josephus (Altert. VIII, 2, 5) macht aus der gegebenen Zahl 3000 Bücher von Sprüchen. Der Talmud (Erubin 21) nahm an, daß Salomo zu jedem Worte der Thora 3000 Gleichnisse und zu jedem Worte der Schriftgelehrten 1005 Erklärungen verfaßt habe. Das geht in die Milliarden. Die biblische Angabe, daß er über die Tiere und Pflanzen geredet habe, bedeutet wohl, daß er Fabeln gedichtet habe. Eine derselben hat sich in einer drolligen, jüdischen Sage erhalten. Salomo, heißt es daselbst, hat die Sprache aller Tiere verstanden. Einmal belauschte er das Gespräch eines auf dem Turm seines Palastes sitzenden Spatzen, der zu seinem Weibchen sagte: »Du weißt gar nicht, wie stark ich bin. Ich könnte, wenn ich wollte, durch einen einzigen Stoß meines Fußes diesen Turm, auf dem wir sitzen, umschmeißen«. »Wie kannst du, kleiner Wicht«, sagte später der König zum Spatzen, »so aufschneiden«? »Verzeihe«, antwortete dieser, »die Weiber sind halt so. Die Männer imponieren ihnen nur, wenn sie ihnen gegenüber wichtig tun. Was sie ihnen sagen, womit sie renommierten, braucht nicht immer wahr zu sein. Die Hauptsache ist, daß die Weiber es glauben. Sieh, mein

Weibchen hat mir geglaubt, was ich ihm von meiner Stärke sagte, und war darüber glücklich«.

III.

Im Talmud wie in den späteren Midraschim finden sich zahlreiche satirisch angelegte Gleichnisse und Sentenzen und manche direkte Satiren. Bekannt ist das Spottgedicht des R. Simon bar Kappara, das er Bar Eleasar, dem beschränkten Schwiegersohne des Patriarchen R. Juda ha-Nasi bei einer fröhlichen Zusammenkunft soufliert hat (Jer. Moëd katon, III), und in dem Graetz (Gesch. IV, S. 215) eine Satire auf die Hauptsklavin erkannte, die im Hause des genannten Patriarchen ein strenges Regiment geführt hat. Es lautet in der Übersetzung, wie folgt:

Hoch schaut ihr Aug' vom Himmel
 Man hört ihr stetes Getümmel,
 Sie flieh'n beschwingte Wesen,
 Sie scheucht die Jugend zurück,
 Auch Greise bannt ihr Blick;
 Es ruft o, o! wer flieht,
 Und wer in ihr Netz geriet,
 Kann nie von der Sünde genesen,

R. Josua ben Lewi, ein bedeutender palästinensischer Haggadist (1. Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr.), bekannt wegen seiner Schilderung der Unterwelt, die wohl die älteste Divina Commedia ist, weilte einmal in Rom. Hier gewährte er mit Staunen den grellen Kontrast, der daselbst zwischen dem äußeren Glanze der die Welt beherrschenden Stadt und der Not der unteren Volksschichten zu Tage trat. Er sah eine mit schönen Decken zum Schutze vor der Witterung sorgfältig verhüllte Götterstatue, neben der ein mit zerfetzten Lumpen aufs dürffigste bekleideter Bettler kauerte. Es ist doch seltsam, mochte er sich denken, daß die Römer ihre Götter beschützen und ihre Nebenmenschen verkümmern lassen, während die Juden in Gott ihren Schutz suchen

und ihren Nebenmenschen Liebe erweisen. Diesen Gedanken hingegeben, rief er voll bitterer Ironie mit dem Psalmisten (36, 7) aus: »Deine Gnadengaben sind wie Bergeshöhen, deine strengen Gerichte wie Abgrundstiefen« (Bereschith Rabba 33).

Die Juden waren — das ist erklärlich — nicht gut auf Rom zu sprechen. Sie sahen in ihm die Geißel, die Gott zur Strafe für die von Israel begangenen Sünden geschaffen hat. »Als Salomo«, heißt es im Talmud, »die Tochter Pharaos heiratete, stieg der Engel Gabriel herab, stieß ein Rohr ins Meer und trieb Schlamm hervor, auf dem später die Stadt Rom erbaut wurde«. (Sabbat 56 b, Sanhedrin 11 b, vgl. N. Brüll, Jeschurun von Kobak VIII, 1) Titus, der von den Römern »amor et deliciae generis humani« genannt wurde, hieß bei den Juden, deren Tempel in Jerusalem er zerstört, und deren Gott er verhöhnt hat, kurzweg »Titus der Bösewicht«. Er war vor seiner Thronbesteigung grausam und ausschweifend, nach derselben aber milde und maßvoll in seiner ganzen Lebensführung (Sueton, Tit. 1. 6. 7). Er starb schon nach zweijähriger Regierung (79—81), wohl infolge der durch seine frühere Schwelgerei herbeigeführten Nervenzerrüttung. Dieser Umstand dürfte bei den Juden, die ihn verspotteten, den Anlaß zu der seltsamen Sage geboten haben, nach der ihm zur Strafe für seine Lästerung Gottes, des Herrn der Welt, ein winziges Geschöpf, eine Mücke, ins Gehirn gefahren sei und ihn bis an sein Lebensende gequält habe (Gittin 56 b, Sifri, Abschn. Haasinu). Wir können wohl diese Sage als eine Satire bezeichnen.

R. Simon bar Kappara, der bereits genannte Dichter, hat auch Fabeln verfaßt, von denen sich nur einige Fragmente erhalten haben. Eines derselben behandelt den Rangstreit der Berge und zwar des Sinai, Tabor und Karmel, deren jeder um den Vorzug stritt, der Schauplatz der göttlichen Offenbarung zu sein (Mechilta, Abschn. Jethro, in an-

derer vollkommenerer Fassung von R. Jose ha-Galili, Bereschith Rabba c. 99, vgl. S. Back, »Die Fabel im Talmud und Midrasch«, Monatsschrift, 1883, S. 325). Solche Fabeln, für die es auch in anderen Fabeln Analogien gibt, können mit Fug und Recht zu den Satiren gezählt werden, insofern sie die Schwächen der Menschen persiflieren, von denen jeder mehr sein will als ihm zukommt und sich vordrängt, um dem anderen den ihm gebührenden Rang abzulaufen. Eine geschichtliche Satire in bezug auf die Prätension der Völker, deren jedes behauptet, vermöge seiner Würdigkeit die erste Stelle in der Welt einzunehmen, die aber alle Israel den allerletzten Platz einräumen, ist die Fabel vom Rangstreite des Strohs, der Stoppel und der Spreu, von denen jedes behauptete, daß das Feld um seinetwillen besät worden sei. Da mischte sich das kleine Weizenkörnchen in den Streit und sprach: Wartet nur, bis ihr auf die Tenne kommet, da werden wir erkennen, um wessentwillen das Feld besät worden ist. Als sie auf die Tenne gebracht wurden, wurde die Spreu vom Winde entführt, das Stroh auf die Erde geworfen, die Stoppel verbrannt und der Weizen sorgfältig aufbewahrt. Israel — das ist die Nutzenanwendung der Fabel — sagt der Midrasch, ist das kleine Weizenkörnchen, das heißt, der Träger der höchsten Wahrheit über Gott, die einst das Gemeingut aller Menschen sein wird (Bereschith Rabba c. 36).

Der Talmud (Chullin 91 b.) enthält noch eine andere Fabel von einem Rangstreite. Als der Stammvater Jakob, heißt es, sein Vaterhaus verlassen und auf dem Felde bei einbrechender Nacht mehrere Steine zusammengeschoben hatte, um sein müdes Haupt darauf zu legen, fingen die Steine miteinander zu streiten an. Jeder von ihnen wünschte dem Haupte des Frommen als Unterlage zu dienen. Gott machte diesem Streite dadurch ein Ende, daß er alle Steine zu einem einzigen Steine zusammenfügte. An diese Fabel möchte ich folgende Anekdote knüpfen.

Ein frommer armer Jude, wird erzählt, wandte sich an einen reichen Glaubensgenossen, der nicht im Rufe der Frömmigkeit stand, um Unterstützung. Als er aber von ihm mit den Worten abgewiesen wurde, er solle doch anstatt zu betteln, wie es die Christen tun, Steine klopfen und sich ehrlich sein Brot verdienen, antwortete er: »Wissen Sie, ich bin ein frommer Mensch. Wenn ich nun den ganzen Tag Steine geklopft habe und mich ein wenig auf dieselben hinlege, um auszuruhen, da könnte es mir passieren, daß die Steine wie beim Stammvater Jakob mit einander streiten und durch ein Wunder zusammenwachsen, so daß meine ganze Tagesarbeit vergeblich wäre. Ihnen, mein Herr, könnte dies nicht passieren. Werden Sie also, wenn Sie einmal in Armut geraten, was ja immerhin möglich ist, Steinklopfer«.

Reinecke Fuchs, der Hauptheld der deutschen Tiersage, spielt auch im Talmud eine Rolle. Der Mischnalehrer R. Meir soll 300 Fuchsfabeln gekannt oder gar gedichtet haben (Sanhedrin 38 b). Der berühmte Meister R. Akiba hat einmal folgende Fuchsfabel angewandt: Er hatte in der Zeit des schwersten Druckes der römischen Herrschaft in Palästina gegen das Verbot der Römer öffentlich Lehrvorträge gehalten und sich dadurch einer empfindlichen Strafe ausgesetzt. Von seinem Freunde Pappos ermahnt, seinen Glaubenseifer zu mäßigen, sich den Anordnungen der Römer zu fügen und sein Leben zu schonen, antwortete er: »Ich will dir eine Geschichte erzählen. Ein Fuchs sah einmal die Fische, denen man mit Netzen nachstellte, unruhig am Ufer des Flusses umherschwimmen. Die armen Tiere dauerten ihn. Er wollte ihnen helfen und rief ihnen zu, sich aufs Land unter seinem Schutz zu begeben. Die Fische aber trauten dem Schlaunen nicht und machten von seinem Anerbieten keinen Gebrauch. Wenn wir, sagten sie zu ihm, in unserem Elemente, im Wasser nicht sicher sind, um wie viel weniger wären wir es, wenn wir uns daraus entfernten.« So, sagte R. Akiba, ist es

mit uns Juden den Römern gegenüber, die uns zur Verleugnung unseres Glaubens verleiten wollen. Unser Lebens-element ist unser Glaube. Wenn wir ihn aufgeben, dann haben wir sicherlich noch Schlimmeres zu fürchten (Berachot 61 b). R. Akiba blieb in diesem Lebens-elemente, in dem er als Märtyrer seine Seele ausgehaucht hat (135 n. Chr.). Was er gesagt hat, ist zur Wahrheit geworden. Die römische Macht, deren Geschichte mit einem Satyrdrama endete, zerfiel in Trümmer. Das Judentum hat sie überdauert und ist viele Jahrhunderte später in der Pflege der jüdischen Wissenschaft und Dichtung in derselben Sprache, in der R. Akiba mit seiner entschwindenden Seele den Glauben an den Gott seiner Väter bekannte, in den fremden Ländern, in welche die Juden verschlagen wurden, besonders in Spanien, zu neuem Leben erwacht.

IV.

Der Baum der neuhebräischen Dichtung in Spanien bedeckte sich mit den reichsten herrlichsten Blüten. Die Palme dieser Dichtung gebührt Salomo Ibn Gabirol (ca. 1020—1070), dem Meister der bewundernswerten religiösen Gesänge. Ein elegischer Ton durchzieht seine Dichtung. Nur wenn er zeitweise das schwere Leid vergessen hat, das ihn niedergebeugt hatte, konnte er mit den Fröhlichen fröhlich sein. Sein Scherz erquickte dann, wie uns ein lichter Sonnenstrahl erquickt, der das düstere Gewölk durchbricht. In einer solchen fröhlichen Stunde hat er das bekannte satirische Wasserlied auf einen Mann Namens Mose gedichtet, der ihn zur Tafel geladen, sich aber in bezug auf den seinen Gästen kredenzten Wein filzig benommen hat. Dieses Lied beginnt (nach Geigers Übersetzung) mit der folgenden Strophe :

Es endet der Wein — o qualvolle Pein,
Das Auge tränet — vom Wasser.

noch lebenden in abgerundeter Form auszudrücken und seinen Schmerz über Israels Leid auszugießen. Eines aber fehlte ihm in seiner Lebenswürdigkeit zur Satire, die Fähigkeit, über die Fehler anderer in Zorn zu geraten und sie zu verspotten.

Abraham Ibn Esra (1090—1167), der mit den beiden vorhergenannten Dichtern, das glänzende Dreigestirn am Himmel der jüdisch-spanischen Dichtung bildete, war anders geartet. Er war mit seinem scharfen kritischen Geiste und seiner dichterischen Gestaltungskraft der geborene Satiriker. Aber seine Satiren waren zu sehr durch seine verbitterte Stimmung beeinflusst, die in seinen unglücklichen Lebensverhältnissen begründet war. Bekannt sind die folgenden Zeilen eines seiner Gedichte, die ich in der Geigerschen deutschen Übersetzung wiedergebe (Geiger, Jüdische Dichtungen der spanischen und italienischen Schule. Leipzig 1856).

Ich klopfe an des Fürsten Tor;
 »Ist im Begriffe auszureiten.«
 Ich komme abends wieder vor;
 »Ist eben dran, sich auszukleiden.«
 Ich ärmster muß von dannen scheiden
 Bleib nach wie vor bei meinen Leiden.

Seinem Ärger über die schlechte Behandlung, die er bei einem Wirte in M o r a gefunden hat, verdanken wir die folgenden köstlichen Verse, welche einen Pendant zu dem Gabirol'schen Weinliede bildet (Geiger'sche Übersetzung).

Der Krug
 Der ist Trug,
 Er ist leer, ohne Wein,
 Und der Fisch
 Ist kaum auf dem Tisch,
 Da ist er schon ganz weg, und der Tisch — ist rein.
 Und die Wirtin blind
 Samt ihrem Gesind,

Hat kaum noch 'nen Schein,
 Und die Leute am Ort,
 Sie alle sind fort;
 Wer etwa noch dort,
 Wird auch nicht viel sein.
 Bin ich nicht mehr da,
 Dann setz' ich ein A

An den Namen am Ain (מורה für עמוד).

Tiefe Wehmut zieht durch sein Gedicht, das mit dem herben Wort beginnt: נדוד הסיר אונני והכחיל רעיוני »Meine Kraft ist hin, verwirrt mein Sinn. Die Wanderschaft hat sie ent-rafft« (Übersetzt von Kämpf, Nichtandalusische Poesie andalusischer Dichter p. 228). In diesem Gedichte wehrte er heftig die Angriffe ab, die einige Gelehrte gegen ihn, als er in Italien weilte, gerichtet hatten. Ibn Esra nannte einen derselben, den Griechen Simeï eine Heuschrecke, einen Heuchler, dessen Namen seinem Zahlenwerte nach »Greuel« bedeute (שקץ = שמעי יוני) und kanzelte einen andern berühmten Talmudgelehrten R. Is a a k (b. Malkizetek?) wie einen Schulbuben ab. Das ist keine Satire mehr, sondern ein Pamphlet.

Einen grellen Kontrast zu Ibn Esra bietet sein Zeitgenosse Salomo Ibn Zikbel, ein Verwandter des Dichters Joseph b. Jakob Ibn Sahal aus Cordova, der mit Abraham Ibn Esra korrespondiert hat. Salomo stand dem letzteren vielleicht in der tiefen Erfassung der hebräischen Sprache nach, aber er wandte sie nicht minder geschickt an. Er war kein gelehrter Rabbi, aber ein lebenslustiger Dichter, der Verfasser der köstlichen Makamen, die mit den Worten beginnen: »Ascher b. Jehuda spricht« (Charisi, Tachkemoni 8. Pf.). Ein Teil dieser Makamen, sicherlich der Anfang, wurde vor längerer Zeit ediert (von J. H. Schor, Chaluz 1856, p. 154, v. Kämpf a. a. O. p. 195). Das Gedicht wird mit einer salbungsvollen Ermahnung Tachkemonis eingeleitet, in allem an Gott zu denken

und ihm zum Wohlgefallen zu leben, denn die Tugend findet ihren Entgelt auf Erden und in der andern Welt.

Darauf beginnt die Unterhaltung des **A s c h e r b e n J e h u d a** mit seinen Freunden, deren jeder im fröhlichen Kreise etwas von seinen Erlebnissen zum Besten gab. **A s c h e r**, der Held der Dichtung, eröffnet den Reigen mit der Schilderung der Liebesabenteuer seiner Jugend. Er erzählte, wie toll er es getrieben hat, und wie er allen Schürzen nachgelaufen ist, wie er sich einmal in die schöne Dame eines Harems, die er übrigens gar nicht gesehen, sondern deren Liebesbriefchen er gelesen hat, sterblich verliebte. Er schildert die schlaun Mittel, die er angewandt hat, um in das Innere des Harems zu gelangen, ohne jedoch die gesuchte Schöne zu finden, und schließt damit, daß er den Inhaber des Harems, einen häßlichen, gräßlichen Greis kennen gelernt hat, mit dem er mehrere Tage und Nächte nach einander zechte und im Weinrausche dessen Tochter heiratete, die wahrscheinlich das getreue Ebenbild ihres Vaters war.

Diese Erzählung, in der **A s c h e r b e n J e h u d a** die Rolle eines **Don Juan** spielt, ist voller Humor und liest sich mit der Schilderung der verschiedenen komischen Situationen und Verwandlungen der Personen wie eine Geschichte aus „Tausend und eine Nacht“. Das Gedicht, so weit es bekannt ist, ist ein Fragment, über dessen Tendenz wir nicht urteilen können, aber nach seiner Anlage scheint es eine Satire auf den Leichtsinns der Jugend zu sein, die in den törichten Liebeständeleien das ideale Ziel verfehlt, nach dem sie streben sollte.

Joseph ben Meier Ibn Sabara, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wahrscheinlich in Barcelona, als Arzt gelebt hat, hat unter anderen Werken auch einen moralisch-satirischen Roman unter dem Titel „Buch der Unterhaltung“ verfaßt (ספר שעשועים) ediert in „ין לכנן“, Paris 1866, teilweise übersetzt von A. Sulzbach in seinen „Dichter-

klängen“, vgl. Steinschneider, Encyklopädie von Ersch und Gruber Band 81, p. 93). Das genannte Buch, in dem allerlei Fabeln, Gleichnisse, pikante Geschichten, Schwänke und Aussprüche jüdischer, griechischer und arabischer Weisen bunt durcheinander verflochten sind, stellt den folgenden Grundgedanken dar: Der Dichter, von einem Dämon Namens *E n a n*, durch alle Lande geführt, dringt in die Geheimnisse der Menschen ein und lernt die Schlechtigkeit vieler Männer kennen, die nach ihrem äußeren Verhalten als gut gelten, und die Schwächen mancher Frauen, die im allgemeinen wirklich gut sind. Originell ist der Dichter nicht. Wir begegnen in seinem Buche manchen alten Bekannten, so unter anderem der Erzählung von *T o b i t* und der Satire über die Weibertreue. In dieser Satire erzählt er, wie eine Frau, am frischen Grabe ihres Gatten in die tiefste Trauer versunken, einem Ritter, der ihr Schmeicheleien sagte, ihre Hand und ihr Herz schenkte und obendrein die Leiche ihres Gatten dadurch schändete, daß sie auf Verlangen des Ritters sie ausgrub und an den Galgen hing an der Stelle eines Mannes, der kurz vorher gehenkt worden war, und dessen Leiche, die der Ritter hätte hüten sollen, gestohlen worden war.

Dieses Histörchen ist aus dem Oriente nach dem Abendlande gewandert und daselbst in verschiedener Verkleidung aufgetreten (Steinschn. Hebr. Bibliogr. Bd. XIII, p. 77). Es wird in anderer Form unter dem Titel „die Matrone von Ephesus“ von dem römischen Satiriker *Petronius Arbiter* erzählt (66 n. Chr.). Es findet sich auch unter den Fabeln der *Marie de France* (Wende des 12. und 13. Jahrhunderts) und danach in dem Fabelbuche des *B e r a c h j a*, genannt *C r e s p i n*, der *P u n k t a t o r*, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Frankreich gelebt hat. Parallelen dazu finden sich häufig in der Weltliteratur. Ich erinnere nur, um ein Beispiel anzuführen, wie die Dichter die Weibertreue persiflierten, an

die zweite Szene des ersten Aktes des Shakespeare'schen Dramas „Richard der Dritte.“ Die Prinzessin Anna wirft sich in der tiefsten Trauer um ihren Gatten und um ihren Schwiegervater Heinrich den Sechsten an der Bahre des letzteren dem Herzog von Gloster, der als der Mörder Beider galt, liebend an den Hals.

Juda ben Isaak Ibn Sabbatai, ein jüngerer Zeitgenosse des vorher genannten und wahrscheinlich ebenfalls Arzt in Barcelona, war ein Meister der Makamen, die er dem arabischen Dichter Hariri (1054—1122) oder vielleicht dem Charisi (s. weiter) nachgeahmt hat. In seiner Schrift „Der Kampf der Weisheit mit dem Reichtum“ schildert er den Wettstreit beider um den Vorrang, der von den Richtern, denen er unterbreitet wurde, durch das Urteil geschlichtet worden ist, daß beide auf einander angewiesen sind und sich daher vertragen sollen (מלחמת החכמה והעשר, ed. Konstant. 1543; vgl. Geiger, Nachgelassene Schriften III, p. 238). Diese Schrift enthält manche satirische Seitenhiebe auf die Reichen, die, auf ihren vergänglichen Besitz hochmütig pochend, die Wissenschaft und damit die idealen Güter nicht nach Gebühr würdigen. An sie sind die folgenden Verse gerichtet, deren witzige Pointe nur in der hebräischen Sprache hervortritt: אם ימות גבר היחיה? ואחרי נמכר גאולה תחיה לן? לא אחר: מאחיו ינאלנו, זהב לא יצילנו. וכבא שמשו יניח כל רכושו לאכזרי, ומי שחשך לו בדרך גותן כיסו לנכרי (vgl. Sabbat 153a. Duker, Rabb. Blumenlese, p. 50).

Seine Schrift „der Weiberfeind“ die er 1208 im Alter von 20 Jahren in der Form von Makamen verfaßt hat, ist eine spezielle Satire auf die Frauen (מנחת יהודה) von neuem ediert in זקנים מעם זקנים, deutsch übersetzt von L. Stein in der Zeitschrift „Der Freitagabend“, Frankfurt a. M. 1859 und eingehend besprochen von Halberstam, in Kobaks Jeschurun VII. hebr. Abt.). Auch in dieser Schrift wird ein Wettstreit zwischen dem starken, männlichen und dem schwachen, weiblichen Geschlechte ge-

schildert. T a c h k e m o n i hatte vor seinem Tode seinen Sohn S e r a c h beschworen, nicht zu heiraten, da die Frauen nichts taugen und durch ihre bösen Tücken den Männern nur Unheil bereiten. Serach, dem Versprechen treu, das er seinem Vater gegeben hat, blieb nicht nur selbst ledig, sondern gründete auch einen Bund von Zölibatären. Die Frauen allesamt verschworen sich gegen ihn und ersannen allerlei Ränke, um sich an ihm zu rächen. Es gelang ihnen, ihm durch eine Schöne den Kopf zu verdrehen und ihn in seinen Grundsätzen wankend zu machen. Serach verliebte sich in das reizende Mädchen, das er gesehen hatte, und schickte sich an, sich mit ihm zu verloben. Bei dem fröhlichen Verlobungsfeste, bei dem er dem Weine stark zugesprochen hatte, wurde ihm ein anderes häßliches Mädchen zugeführt, das, ihm angetraut, zur Xantippe wurde. Der Streit, der in dieser unfreiwilligen Ehe entbrannte, wurde dem Richter unterbreitet, vor dem der Dichter die ganze Geschichte als eine von ihm ersonnene und erdichtete Fiktion bezeichnete. Der versöhnliche Schluß erinnert an den der erstgenannten Schrift. Die Diktion der Dichtung ist außerordentlich schön, aber ihre ganze Anlage ist plump und ihre Tendenz unklar. Die Warnung vor der Ehe war nur ein Scherz, der aber, da er mißdeutet werden konnte, angesichts des innigen jüdischen Familienlebens nicht angebracht war. Die erwähnte Schrift wurde daher vielfach angegriffen.

Ein obskurer Dichter, C h a j j i m b e n S a m c h u n, der selbst an dieser Dichtung ein Plagiat begangen hatte, mit dem er prunkte, beschuldigte den Verfasser des literarischen Diebstahls, indem er behauptete, daß mehrere Verse der Dichtung von J o s e p h b e n J e h u d a (Ibn Aknin, gest. 1126, Schüler des Maimondes) aus Aleppo herühren, die er bei diesem gesehen habe. J e h u d a I b n S a b b a t a i wies diesem Vorwurfe gegenüber (1228) in einem Epiloge zu seinem Gedichte darauf hin, daß er es

bereits vor 20 Jahren, das ist in seiner Jugend, verfaßt habe, als er von dem genannten Gelehrten in Aleppo noch nichts wußte (מעם זקנים p. 12 und Halberstam a. a. O.). Von dem Angreifer, dem er mit gleicher Münze heimzahlte, sagte er witzig ושנאתי את החיים (Kohélet 2, 17).

Is a a k, dessen Persönlichkeit und Heimat sich nicht näher bestimmen lassen, hat bereits 1210 in noch sehr jugendlichem Alter gegen die vorhergenannte Satire eine Schrift in Makamen unter dem Titel „Vorhalle“ oder „Hilfe der Frauen“ verfaßt (עזרת הנשים, ed. von Halberstam a. a. O.). Die Polemik, in der er die angegriffene Schrift nach dem Bibelworte (Jer. 14, 1) „die Sünde Judas“ nennt und den Verfasser, nur um ein witziges Wortspiel anzubringen, verunglimpft, überschreitet stark das Maß des Zulässigen (ויהודה עוד רר v. 3. M. 15, 3. und Hosea 12, 1). Eine solche Polemik ist einfach häßlich.

Maßvoller ist die Schrift, in der ungefähr 80 Jahre später der berühmte Dichter J e d a j a P e n i n i (ca. 1272-1340) im Alter von 18 Jahren gegen die Satire des J u d a I b n S a b b a t a i, wie ein Troubadour eine Lanze für das schöne Geschlecht gebrochen hat. Die in gereimter Prosa verfaßte Schrift wird von Jedaja selbst als גלצל כנפים »Schwirren der Flügel« bezeichnet, ist aber unter dem Titel »אורח נשים« Weiberfreund bekannt (herausgeg. von Neubauer in der Jubelschrift zum 90. Geburtstag von Zunz, Berlin 1884. Vgl. Renan, Les écrivains juifs français du XIV^e siècle S. 23.)

Man darf sich nicht darüber wundern, daß Jedaja nach so langer Zeit auf die Satire des genannten Dichters wieder zurückgekommen ist. Das Thema, das in derselben behandelt wird, war immer aktuell. Es wird sogar im Talmud berührt. »Wenn einer,« heißt es daselbst, »ein Weib genommen hat, fragt man ihn, ob טצא oder טצא (Jebamot 63, vgl. Spr. Sal. 18, 22. Kohélet 7, 26). Ich erinnere an die häßliche Satire des griechischen Dichters Simonides (650 v. Chr.) »über die Weiber« und an die berühmte Satire

Juvenals (50—130 n. Chr.) »auf die römischen Frauen«. Ich verweise ferner auf zwei Dichter des Mittelalters, Ulrich von Lichtenstein (13. Jahrh.), der in seinem »Frauendienst und Frauenbusch« die Fehler der Frauen schildert, und auf seinen Zeitgenossen Heinrich von Meißen, der die Frauen verteidigte und deshalb »Frauenlob« genannt wurde. Die Kontroverse über die Würdigung der Frau im Judentume, die wir kennen gelernt haben, wurde mehrere Jahrhunderte später (Ende des 15. Jahrh.) von mehreren jüdischen Dichtern in Italien wieder aufgenommen. Ich erwähne nur zwei davon, Abraham aus Sarteano, der einen neuen »Weiberfeind«, und Abigdor aus Fano, der einen neuen »Weiberfreund« unter den Titel עויר נשים verfaßt hat. Abrahams Satire erinnert an manchen Stellen an die Satire Juvenals, der sie nicht an Schönheit der Diktion, wohl aber an Obszönität ähnlich ist. Diese dichterische Kontroverse näher zu besprechen, würde über den Rahmen meiner Abhandlung hinausgehen. Sie wurde bereits von kundiger Seite unter dem Titel »Zur Frauenliteratur« eingehend besprochen. (Neubauer, Letterbode X, 97 und 113 ff und Steinschneider das. XII. 49 ff.)

V.

Der bedeutendste Vertreter der jüngern spanischen Dichterschule, war Jehuda b. Salomo Alcharisi (2. Hälfte des 12. und Anfang des 13. Jahrh.), der den Spuren des Dichters Salomo Ibn Zikbel folgend, in seinem Werke Tachkemoni die Makamen Hariris mit seltener Sprachgewandheit nachgebildet hat. (ס' תחכמוני, ed. Konstant. 1578 und Amst. 1729, eingehend besprochen von Dukes, »Ehrensäulen« S. 25 und von Kämpf a. a. O. und in einem besonderen Werke über den Tachkemoni, Prag 1845. Einzelne Makamen sind von Kämpf, das. und auch sonst von anderen übersetzt worden.) Das genannte Werk

Charisis voll köstlichen Humors und sprudelnden Witzes, aber stellenweise voll tiefen sittlichen Ernstes besteht aus 50 Makamen oder Pforten, in denen H e m a n h a-E s r a c h i, das ist der Dichter selbst, das Wort führt, das er mitunter an C h e b e r h a-K e n i, einen fingierten Abenteurer, richtet. Charisi gedenkt rühmend der jüdischen Dichter, die vor ihm oder zu seiner Zeit gelebt haben, schildert die Eindrücke, die er, ein fahrender Sänger, auf seiner Wanderung durch viele Lande empfangen hat, spendet den Personen, mit denen er in Berührung kam, Lob oder spricht seinen Tadel über sie aus, je nachdem sie das eine oder andere verdient haben, berichtet über die verschiedenen Situationen und Verhältnisse des Lebens, in die er Einblick gewonnen hat, und schleudert die scharfen Pfeile seiner Satire gegen die verschiedenen Fehler, Laster und Schwächen der Menschen, die er kennen gelernt hat. Charisis Satire ist meistens aus dem vollen Leben geschöpft. Es gibt bei ihm auch scherzhafte Satiren, so unter anderem die in der 48. Makame enthaltene, welche überschrieben ist: »Der Arzt und der von Liebesgram schwer Erkrankte«. Der Inhalt der Satire auf den verliebten Narren — das wäre wohl die passende Übersetzung der Überschrift — ist folgender. Ein junger Mann verliebte sich sterblich in eine schöne Dame, erhielt aber von ihr einen Korb, an dem er sehr schwer getragen hat. Ganz gebrochen vor Schmerz, begab er sich zu einem berühmten Arzte, klagte ihm sein Leid und suchte bei ihm Heilung. Der Arzt gab ihm zwei Rezepte, die ich, da sich Charisis Verse oft schwer wörtlich übersetzen lassen, in freier aber doch möglichst dem Texte sich anschließender Übersetzung wiedergebe:

Der Arzt lachte erst, als er hörte,
 Was der Kranke von ihm begehrte;
 Dann sagte er mit ernster Mien'
 Zu ihm: Sehr gerne ich dir dien'.
 Ich will zwei Mittel dir empfehlen.

Du kannst sogleich das erste wählen.
Erhältst du aber es nicht leicht,
Dann auch das and're Mittel reicht.
Du kannst getrost beide probieren,
Eines wird sicher dich kurieren.
Nun merk', mein Lieber, das Konzept
Dir genau vom ersten Rezept:
Nimm Gewürz lustiger Genossen,
In echter Freundschaft angeschlossen,
Auch Rosen kosend auf der Lipp',
Bestreut mit Puder reiner Lieb',
Ein paar Lilien von den Blicken
Und Knospen, die den Busen schmücken;
Vom Gesicht' aufzufangen such'
Etwas von seinem Wohlgeruch'.
Vom Tannenwuchse nimm ein Spähnchen
Und eine Perle von den Zähnen,
Mit erquickendem Tau sie bestreich'
Von schönen Händen, zart und weich.
Mußt alles fein pulverisieren
Und mit Honig der Zung' verrühren.
Nimm auch der Augen Balsamstrauch
Und des Gesichts duftenden Hauch.
Nimmst du 's dreimal an jedem Tage,
Wirst du befreit von deiner Plage.
Wenns nicht hilft, dann getrost probier'
Bald das andere Elixier:
Der Hoffnung Kraut ist zu verbinden
Mit Wermut von bitt'rem Empfinden,
Stengeln von Gram, der's Herz beschwört
Das in Enttäuschung sich verzehrt.
Und Seufzern, welche sich entringen
Der Seel' über manches Mißlingen.
Dazu der Trennung Früchte tu'
Vom Zweige quälender Unruh'

So wie nagenden Kummers Blüte,
 Dornen im betrübten Gemüte
 Und Blätter von dem tiefen Gram',
 Welcher dir deinen Frieden nahm.
 Im Unmüte sind diese Sachen,
 Wie im Mörser, ganz klein zu machen.
 Zerstoß' sie allesamt gar fein;
 Auch heiße Tränen gieß hinein.
 Diese Substanzen mußt vermengen
 Und die ganze Mixtur versengen
 In der Glut deiner Leidenschaft,
 Angefacht von der Liebe Kraft.
 Dies Medikament gut bewahre
 Und gebrauche es viele Jahre,
 Bis mit Gottes Hilf' alle Schmerzen
 Ganz gestillt sind in deinem Herzen.

Isaak b. Salomo Ibn Sahula (in Spanien, erste Hälfte des 12. Jahrh.) lehnte sich in seiner Dichtung nicht wie Charisi an arabische, sondern mehr an jüdische Muster an. Sein ethisch-satirisches Werk »Gleichnis der Vorzeit« enthält Fabeln, Gleichnisse, Sprüche und Erzählungen (משל הקדמוני), oft ediert, vgl. Steinschneider »Manna« 58 mit einer Probe seiner Dichtungen, Dukes, Isr. Annalen 1839, S. 131. Karpeles, Gesch. der jüd. Litteratur, S. 714). Dieses Werk, weder originell noch tief angelegt, ist in Dialogform anmutig und populär geschrieben. Es erschien auch mit Illustrationen und war in jüdisch-deutscher Übersetzung (von Gers. Wiener, Frankfurt a. O. s. a.) lange eine sehr beliebte Lektüre der Frauen und Kinder.

Abraham b. Samuel Ibn Chisdai aus Barcelona, ein Zeitgenosse des Vorhergenannten und wie Charisi als Übersetzer arabischer Schriften wohlbekannt, hat ein Werk unter dem Titel »Prinz und Derwisch« verfaßt (בן המלך והגזיר), oft ediert, in deutscher Übersetzung von Meisel und illustriert, Pest 1860, besprochen von

Steinschneider a. a. O. p. 103). Dieses in der Reimprosa der Makamen verfaßte Werk, ist eine Bearbeitung des altindischen Romans »Barlaam und Josaphat«, der die Bekehrungsgeschichte Buddhas behandelte, von einem Christen ins Griechische und von einem Muhammedaner ins Arabische übersetzt, und von jedem der beiden in dem Sinne seiner Religion modifiziert wurde. Ibn Chisdai hat dieses Werk wahrscheinlich aus dem Arabischen übersetzt und durch mancherlei arabischen und jüdischen Quellen entnommene Parabeln, Erzählungen und Sinnsprüche und verschiedene eigene Gedichte vermehrt. Diese Dichtung enthält nicht nur im Original, sondern auch in der Fassung Ibn Chisdais eine Fülle ethisch-satirischer Momente, und mußte daher in meiner Abhandlung erwähnt werden.

Abraham Ibn Chisdai war ein eifriger Anhänger des Maimonides, dessen More Nebuchim in Spanien und Südfrankreich in zahlreichen Streitschriften von den einen aufs heftigste angegriffen und von den andern aufs wärmste verteidigt wurde. Neben den schweren Waffen, deren sich die Streitenden bedienten, fehlte es nicht an leichten, aber tiefer verwundenden, giftigen Pfeilen, welche die Kämpfer gegen einander schleuderten, an kleinen epigrammatischen Sinngedichten oder Xenien. Letztere gehören zur Satire, insofern sie, wenn auch gegen eine einzelne, bestimmte Person gerichtet, doch eine große geistige Bewegung betreffen, den Kampf der vernunftgemäßen Auffassung mit dem starren Buchstabenglauben des Judentums. Letztere Richtung war besonders vertreten durch Meir b. Todros ha-Levi Abulafia aus Toledo (1180—1244), der unter anderem die Auferstehungslehre des Maimonides angegriffen hat. (כתאב אַלרסאײל, Paris 1841.) Scheschet b. Isaak ha-Naßi aus Barcelona dichtete auf ihn folgendes Epigramm:

Warum sein Name: Meir »leuchtend«,
Da er gering das Licht doch schätze?

Nennt man ja Dämmerung auch Zwielight;
Die Sprache liebt die Gegensätze.

Maimonides selbst wird folgendes Epigramm zuge-
teilt, das er an seinen-Gegner, den Arzt Juda Alfachar
auf ein von diesem verfaßtes Stachelgedicht gerichtet
haben soll: (vgl. Geiger, »Jüdische Dichtungen der spanischen
und italienischen Schule«, S. 42, wo die verschiedenen er-
wähnten Epigramme zusammengestellt und übersetzt sind.)

Wenn die Geburt von edlem Ahn'
Den Kindern Fürstenrang gewährt:
Nenn' ich mein Maultier Fürst fortan,
Weil einst »Chamor« als Fürst geehrt. (1. M. c. 34.)

Das folgende anonyme, geschmacklose Epigramm auf
den genannten Meir will ich in milderer Form über-
setzen, um ein Beispiel anzuführen, wie groß die Erbitter-
rung war, welche in dem damals entbrannten Kampfe die
Gemüter beherrschte. (v. טעם זקנים S. 70.) Von dieser Er-
bitterung kann man wohl mit Juvenal sagen: Difficile
est, satiram non scribere.

Meir, dem lügnerischen Tore,
Der mit Haß verfolgt den More.
Könnte ich versetzen einen Hieb,
Daß nichts von ihm übrig blieb'.

Ihn, der mit Lug sich verbunden,
Möcht' aufs schwerste ich verwunden.
Er ist maßlos frech, voll böser Tück'.
Ihn ereilt das verdiente Geschick.

Was nur Bild ist und was Wesen,
Ist ihm niemals klar gewesen.
Diesen Unterschied er nicht kapiert.
Dazu ist sein Verstand zu borniert.

VI.

Die jüngere spanische Dichterschule hat in dem erwähnten Kampfe, der die Gemüter gewaltig erregt hat, viel von seiner Schaffenskraft eingebüßt. Abraham b. Isaa k Bedarschi, das heißt aus Beziere in der Provence (ca. 1230—1300), beklagt in seinem Gedichte »Das flammende Schwert« den Verfall der hebräischen Dichtung. (חרב המתהפכת) ediert zusammen mit seiner hebräischen Synonymik, חתם תכנית, durch M. Pollak mit Beiträgen von Luzatto und Steinschneider. Amsterdam 1865; vgl. Renan, Les rabbins français p. 467 ff.) Dieses Gedicht mit seiner Künstelei hat die hebräische Poesie kaum gehoben. Es enthält 210 Verszeilen die mit der Endsilbe ri auslauten. Ein Franzose würde sagen: C'est pour rire. Abraham Bedarschi spricht von sich selbst mit einer Süffisance, die bei aller Anerkennung, die seine zahlreichen Dichtungen verdienen, nicht gerade angenehm berührt. In dieser Selbstgefälligkeit, in der er sich für den größten Dichter seiner Zeit hielt, in der, wie er sagt »die alten Dichter ausgesungen und die alten Harfen sind verklungen«, fordert er wie die provençalischen Troubadours in ihren Wettgesängen, den Jocs partitz, die zeitgenössischen Dichter zum Wettstreite auf. Als sich ihm aber einmal der Dichter Isaa k Gorni als Partner anbot, wies er ihn kurzweg ab und erinnerte ihn an die bekannte Sage von dem Kriege Alexanders des Großen mit den Amazonen (vgl. Tamid 32a und sonst). Die paar Verse, die er an ihn gerichtet hat, sind seinem handschriftlichen Divan entnommen. (British Museum, Add. 27168. vgl. Groß, Monatsschr. 1879, S. 17 und 1882, S. 309.) Die malitiöse Antwort, in der er ihm zu verstehen gab, daß er ihn nicht für ebenbürtig halte, war recht ungeschickt. Denn erstens war Abraham Bedarschi kein Alexander der Große und zweitens Isaa k Gorni kein schwaches Weib, sondern

ein kraftstrotzender, wenn auch etwas zudringlicher Dichter. Die Verse lauten in der Übersetzung etwa also:

Alexander einst zum Krieg' gegen Weiber zog,
 Deren weiser Rat zum Rückzug' ihn bewog,
 Da er entweder Weiber nur könnt' besiegen
 Oder, was schmäählich wär', Weibern gar erliegen.

Isaak b. Abraham Gorni, so genannt nach seiner südfranzösischen Vaterstadt Aire hebr. גורני (Ende des 13. Jahrh.), wird von Jakob b. David Provinciale aus Marseille (1490) als Dichter neben Charisi genannt. An ihn erinnert er in der Kraft und Schönheit seiner Sprache, und mit ihm hat er auch das ruhelose Wanderleben gemein, in dem er sich, vom Unglück heimgesucht, an die Vornehmen der Provence um Hilfe wandte. Seine Gönner pries er in herrlichen Gedichten, diejenigen aber, die ihm in der einen oder anderen Weise unfreundlich entgegenkamen, geißelte er in bitterbösen Satiren, die schon mehr Pamphlete sind. Die Gegner namentlich Jesaja b. Samuel רבש, wohl Muël aus Aix, blieben ihm die Antwort nicht schuldig, sondern zahlten ihm mit gleicher Münze heim (vgl. Gallia Iudaica, S. 148.) Gorni hat sich durch seine Renomisterei, Streitsucht und maßlose Heftigkeit, die allerdings auf die Rechnung seiner Verbitterung über sein Mißgeschick zu setzen ist, viele Feinde gemacht. Von Abraham Bedarschi, den er in einem Gedichte verherrlicht hat, wurde er anfangs in Perpignan freundlich aufgenommen, später aber wegen seiner Zudringlichkeit unsanft bei Seite geschoben. Gorni nannte sich selbst »eine Zypresse unter Dornen«. Nun, an Dornen hat es ihm auf seinem Lebenswege nicht gefehlt. Er fand bei der Mitwelt keine Gunst und wurde von der Nachwelt vergessen. Die wenigen seiner Gedichte, die sich zusammen mit denen seiner Gegner erhalten haben, wurden erst in neuerer Zeit veröffentlicht (zwei davon von Steinschneider a. a. O. und die übrigen von mir selbst, Monatsschr. 1882,

S. 309 ff., vgl. das. 1878, S. 476, 1879, S. 17 u. Les rabbins juifs, S. 719 ff.).

Ich gebe eines seiner Gedichte, das er an die Bewohner von Aix gerichtet hat, die ihm keine gastliche Aufnahme bereitet haben, in einer freilich dürftigen Übersetzung wieder. Es ist nur eine Probe, an der wir erkennen, welcher Art seine Satire war, in der er dem tiefen Grolle über die Widerwärtigkeiten seines Lebens wie über den Mangel der ihm zuteil gewordenen Anerkennung Ausdruck gab.

In Aix fand meine Seele keine Ruh;
 Man tat vor meiner Bitt' die Ohren zu
 Und hat kränkend so böß von mir gesprochen,
 Als hätt' durch mein Lied Schlimmes ich verbrochen.

Wenn den Bewohnern ich begegnen sollt',
 Lieber ein reißend Tier ich treffen wollt'.
 Sie verhüllen ihr Haupt, um nicht zu grüßen;
 Vor den Armen ihre Hand sie verschließen.

Wenn sie aber geladen sind zum Mahl,
 Dann plündern mit Gier sie Schüssel und Schal'.
 Wer von ihnen fordert, was er geliehen,
 Muß mit aller Gewalt vom Leder ziehen.

Einen Gefallen keinem man erweist,
 Lieber man das Kleid ihm vom Leibe reißt.
 Jesaia, dessen Name »den Süßen« bedeutet,
 Durch seine Verse Bitt'res mir hat bereitet.

Er besonders hat stark gegen mich gehetzt
 Und schamlos meine Ehr' herabgesetzt.
 Für Tobia, der geizig sich benommen,
 Wird auch einmal das schlimme Ende kommen.

Der Fürst Isaak milderte nie die Not;
 Er brach niemals dem Hungrigen sein Brot.
 Einst werden seine Söhn' ebenso handeln
 Und ganz in ihres Vaters Wegen wandeln.

Isaak hing meinem Rufe Böses an,
 Nur Salomo hat Gutes mir getan.
 So lange Gorni schafft, noch Dichter leben,
 Wird es aber nach mir auch noch welche geben?

Wenn mein Lied zum vollen Sieg sich erhebt,
 Gemeines zerstört und Edles belebt,
 Wird's zur Himmelshöhe empor sich schwingen
 Und ergreifend in alle Herzen dringen.

Oder wenn's wie die Posaune erschallt,
 Alles von meinem Ruhme widerhallt,
 Erwachtet in mir, ihr heiligen Söhne;
 Besingen will ich das Gute und Schöne.

Ein neuer Geist mir, der ich schon erschlafft,
 Zu frohem Schaffen verleiht neue Kraft.
 Nun werden meines Flügelschlages Rauschen
 Alle mit voller Anerkennung lauschen.

Gorni war ein eitler Poet, der von sich so sprach, als ob es nach ihm keine jüdischen Dichter mehr geben werde. Kaum zwei Jahrzehnte nach ihm aber hat Jedaja b Abraham Bedarschi (vgl. oben), genannt Penini und als »der Wohlredner« (המליץ) gepriesen, durch seine zahlreichen Dichtungen alle Welt entzückt. Als achtzehnjähriger Jüngling ist er ritterlich für das schöne Geschlecht eingetreten, als reifer Mann verfaßte er sein Lehrgedicht »die Prüfung der Welt« (בחינת עולם), deutsch übersetzt von M. Stern mit einer Einleitung von J. Weiße, Wien 1852, teilweise bereits von Mendelssohn). Der Dichter schildert die Höhe und Niedrigkeit der Menschennatur, die im Bewußtsein ihres gottentstammten Geistes himmelwärts strebt und in ihrer Sinnlichkeit von häßlichen Begierden und Leidenschaften bewegt, in die Tiefe sinkt. Er beschreibt mit den glänzendsten Farben die Lichtseite des Lebens, indem der Mensch im Gefühle seiner Einheit mit Gott die höchste Wonne empfindet, und zeigt in düsteren Farben die Nacht-

seite des irdischen Daseins, indem der Mensch, ohne einen höhern sittlichen Zweck zu verfolgen, in flüchtigem Sinnesgenusse keine dauernde Befriedigung findet. Die Schilderung dieser Mängel des menschlichen Lebens ist oft satirisch gehalten. Ich hebe zwei satirische Piecen heraus und gebe sie bei der Schwierigkeit, welche die wörtliche Übersetzung des Lehrgedichtes bietet, in treuer, sinngemäßer Übersetzung wieder. Diese Piecen gehören zu den Kernpunkten des Gedichtes und drücken den Gedanken aus, daß alles Glück trügerisch und alle Freude eitel ist, die der Mensch im vergänglichen irdischen Gute und nicht vielmehr in der durch Glauben, Tugend und Weisheit begründeten geistigen und sittlichen Selbstveredlung sucht. Ich überschreibe diese Piecen mit »trügerischem Glücke« und »eitler Freude«.

1. Das trügerische Glück.

Günstig war der Augenblick,
In dem du gewannst das Glück;
Hast dich ihm ganz hingegeben,
Ihm allein geweiht dein Leben.

Die Sache war doch umgekehrt,
Denn das Glück hat dich betört;
Das Glück war eine Dirne,
Die dir naht mit frecher Stirne.

Sie hat dich o Tor verführt,
Und dein schwaches Herz gerührt;
Dich umfaßt mit ihren Armen,
Wollt' an deiner Brust erwärmen.

Hat deine Würde sie zerstört,
Dann sie dir den Rücken kehrt.
Und du denkst mit bitt'rer Reue,
An die Falschheit und Untreue.

II. Die eitle Freude.

Nur den Freuden gilt ihr Sinn,
Ihnen geben sie sich hin;
Nur ein einzig Ziel sie kennen,
Dem Vergnügen nachzurennen.

Dies ihr Edelstes verzehrt,
Ihre Würde ganz zerstört,
Wenn im Kreise holder Schönen,
Ihrer Sinneslust sie fröhnen.

Das Herz von Begierden voll,
Jauchzen sie und jubeln toll,
Haschen nach eitlen Genüssen,
Tanzen, schäkern, kosen, küssen.

Die Leidenschaft hat gesiegt,
Der Sinnesrausch bald verfliegt;
In dem Schoße solcher Freuden,
Liegt der Keim von herben Leiden.

Kalonymos b. Kalonymos, genannt Maestro Kalo aus Arles (ca. 1287—1337), ein jüngerer Zeitgenosse des Jedaja Penini, hat sich besonders durch die hebräische Übersetzung zahlreicher arabischer Schriften verdient gemacht und ist auch als Dichter bekannt, (vgl. Groß, Monatsschr. 1879, S. 470 und 541 ff. Renan, Les écrivains juifs S. 71 ff.). Im Jahre 1316 hat er ein arabisches Märchen, das einen Teil des 21. Traktates der Abhandlungen der Enzyklopädie der »lauteren Brüder« zu Lasra bildet, unter dem Titel »Epistel über die Tiere« aus dem Arabischen ins Hebräische übertragen oder vielmehr durch mancherlei Änderungen und Zusätze umgearbeitet. (אגרת בעלי חיים, Mantua 1557 und sonst, deutsch übersetzt von J. Landsberger, Darmstadt 1882, jüdisch-deutsch bereits durch Chanoch b. Zebi aus Hanau in Frankfurt a. M. 1718, vgl. Steinschneider: »Die hebräischen Übersetzungen des Mittelalters«

II. S. 860). Das genannte Märchen berichtet über den Streit, den die Menschen und die von ihnen beherrschten Tiere vor dem Könige der Genien geführt haben. Die Menschen leiteten ihr Recht, die Tiere zu unterjochen, aus den Vorzügen ab, durch die sie die Tiere übertreffen. Letztere dagegen bestritten dieses Recht, indem sie auf ihre eigenen Vorzüge hinwiesen, welche denen der Menschen nicht nachstünden, und auf die Fehler der letztern aufmerksam machten, von denen sie selbst frei wären. Diese Fehler werden von den Wortführern der Tiere, von denen sich besonders der Papagei, der wie ein Philosoph spricht, durch seine Beredsamkeit ausgezeichnet hat, in der schärfsten Weise gegeißelt. Das genannte arabische Märchen wird dadurch zur beißendsten Satire auf die verschiedenen Fehler der Menschen. Es ist zwar nicht jüdischen Ursprungs, hat aber in der hebräischen Übersetzung des Kalonymos eine jüdische Färbung erhalten und konnte daher in der vorliegenden Abhandlung nicht übergangen werden.

Ich kann nicht umhin, auf eine Stelle des genannten Märchens (II. Pforte, Abschn. VIII, deutsche Übersetzung p. 83) aufmerksam zu machen. Es wird daselbst erzählt, »daß eine Mücke Nimrod, den größten König unter den Königen der Welt, getötet habe, weil er sich überhoben habe und hochmütig gegen Gott gewesen sei.« Ich weiß nicht ob sich diese Stelle auch im arabischen Original findet. Die deutsche Übersetzung davon, welche Diterici in Berlin 1859 unter dem Titel »Rechtsstreit zwischen Mensch und Tier, ein arabisches Märchen« veröffentlicht hat, liegt mir nicht vor. Merkwürdig ist die Parallele mit der von mir in dieser Abhandlung erwähnten Sage, nach der Titus von einer Mücke zu Tode gequält wurde. In der Vorrede zu der genannten Übersetzung sagt Kalonymos, daß er sie auf Verlangen seiner Freunde wegen des instructiven Inhalts und des ethischen Zweckes des Buches verfaßt habe. Dieses wolle den Menschen darüber be-

lehren, daß sein Vorzug vor dem Tiere in seiner Vernunft bestehe, durch die er sich zur höchsten sittlichen Vollendung aufschwinge. In der hebräischen Übersetzung ist das Buch, wie es scheint, mit der »Epistel der Moral« identisch, die Kalonymos zugeschrieben wurde. (vgl. שפתי ישנים s. v. אגרת המוסר, vgl. Renan. a. a. O. S. 88).

Sechs Jahre nach der Abfassung der genannten Übersetzung hat Kalonymos ein selbständiges ethisch-satirisches Werk unter dem Titel »Der Stein der Prüfung« in gereimter Prosa verfaßt (אבן בחן), oft ediert, mit jüdisch-deutscher Übersetzung von Mose b. Isaak Eisenstadt, Sulzbach 1705 und mit deutscher Übersetzung von Meisel, Budapest 1878 vgl. Renan a. a. O. S. 101 und Groß, Monatsschr. 1879, S. 554).

Der Verfasser klagte sich selbst an, daß er sein eigenes Mißgeschick verschuldet habe, und sah in den schweren Leiden, von denen seine Glaubensgenossen heimgesucht wurden, eine Strafe für ihre Verfehlungen. Darum unterwarf er alle Verhältnisse des Lebens, rücksichtslos gegen sich und andere, einer strengen Prüfung und legte wie ein Arzt die Sonde an die Wunden, die er untersuchte, um die Wurzeln des Übels bloßzulegen und auf dessen Heilung hinzuwirken. Er hielt in seinem Buche sich selbst und anderen einen Spiegel vor, in dem alle Stände und Volksklassen, Männer und Frauen, Hohe und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte ihre Mängel und Fehler erkennen. Wie ein Prophet erhob er warnend und mahnend seine Stimme gegen die Gebrechen der Zeit und geißelte die Schwächen und Torheiten seines Volkes. Er ist der jüdische Sebastian Brant, der Verfasser des »Narrenschiffs«.

Kalonymos, der in seiner Satire keinen Stand verschont, macht sich auch über die Rabbiner lustig, die ihre geistreichen Reden mit den Blumen schmücken, die sie in fremden Gärten pflücken, oder die in der talmudischen Dialektik ihre Geisteskräfte schärfen, um das, was

andere behaupten, durch Gegengründe zu verwerfen. Er verfaßte sicherlich in Rom in den Jahren 1319—1322, eine selbständige Parodie des Talmud unter dem Titel »Traktat Purim« zur Unterhaltung am Purimfeste. (מסכת פורים, ed. pr. Pesaro, 1507—1520.) In diesem Buche persifliert er in witziger Weise die Spitzfindigkeit des Talmud. Es lag ihm ferne, den Talmud zu verspotten, so wenig wie etwa der griechische Dichter Pigres (480 v. Chr.) durch seine Parodie »Der Froschmäusekrieg« die Ilias des Homer oder der französische Dichter Scarron (1648 n. Chr.) durch seine Travestie die Vergilsche Äneis verspotten wollten. Da wie dort sreifte freilich der Humor, der in der Komik zu Tage tritt, doch sehr scharf an die Satire, in welcher der angegriffene Gegenstand ins Lächerliche gezogen wird. Es ist daher erklärlich, daß die genannte Parodie des Kalonymos später von den Strenggläubigen, die in religiösen Dingen keinen Spaß verstanden, verdammt wurde (vgl. Groß a. a. O. S. 343). Solche Parodien für Purim kommen später in der jüdischen Literatur so oft vor, daß sie eine besondere Sorte derselben bilden (vgl. Stein-schneider, Letterbode VII, p. 1 ff).

VII.

Immanuel b. Salomo aus Rom (ca. 1270—1330) war dem genannten Kalonymos, dem er sich in Rom in inniger Freundschaft angeschlossen hatte, als Dichter bedeutend überlegen. Sein Vorbild war Charisi, dem er an Sprachgewandheit, Phantasie und Erfindungsgabe gleichkam, den er aber, was viel sagen will, an zündendem Witz und sprudelndem Humor übertraf. Man nannte im Altertume Demokritos »den lachenden Philosophen«, weil er über alles lachte. Man könnte Immanuel aus Rom den lachenden Dichter nennen, weil er alles ins Lächerliche zog. Der Schalk sitzt ihm immer im Nacken, er kann sich seiner nicht erwehren, und so scherzt er selbst auf

Kosten anderer. Der Scherz geht oft in Spott über, nicht aus Bosheit, sondern aus der unbändigen Laune, sich über andere lustig zu machen. Er schildert das Obszöne weniger aus Frivolität, als vielmehr aus der Sucht, die Dinge recht drastisch darzustellen. Er übertreibt oft aus demselben Grunde, und seine Satire wird mitunter zur Karrikatur.

Diese charakteristischen Eigentümlichkeiten Immanuel's, der trotzdem doch der große Dichter ist, treten in seinem Hauptwerke »Machberoth« zu Tage, das einen herrlichen Blütenkranz bildet, den er aus mannigfachen in den verschiedenen Zeiten seines Lebens verfaßten Dichtungen gewunden hat. (מחברות עמנואל) oft ediert, besteht aus 28 Kapiteln. Das letzte מחברת התוספת והערן, eine Schilderung der Hölle und des Paradieses wurde von M. Stern ins Deutsche übersetzt, Wien 1865, teilweise auch von Geiger a. a. O. S. 35; vgl. L. Fürst »Illustrierte Monatshefte für die gesamten Interessen des Judentums« S. 105, 187; vgl. Graetz Gesch. VII, S. 307.)

Immanuel schwärmte für die reizenden und war boshaft gegen die häßlichen Frauen. Das tat er, sozusagen, kraft seiner poetischen Lizenz, die er in der Prosa seines wirklichen Lebens kaum angewandt hat. Um mit einer hübschen Frau kokettieren zu können, ließ er sich mit ihrem Manne, einem griesgrämigen Grammatiker, in einen langen Disput ein (cap. 7). So erzählt er in der ihm eigenen Renommisterei. Köstlich ist das satirische Wechselgespräch zwischen der schönen Tamar und der häßlichen Beria, (cap. 2) das mit den Versen beginnt:

Tamar hebet die Wimper, und Sterne blicken zum Himmel;
 Senket den Blick und erweckt, die schon der Hügel bedeckt.
 Beria hebet den Blick; Basilisken tötet der Schrecken.
 Wundert euch nicht, den Blick flieht der Teufel sogar.

Von dem deutschen Kaiser Karl V. wird erzählt, daß er (1558) aus übertriebener Frömmigkeit sein eigenes Leichenbegängnis lebendig in einem Sarge gefeiert habe.

Immanuel hat in übersprudelnder Lustigkeit seine eigene Leichenrede entworfen, in der er einen überschwenglichen poetischen Panegyrikus, wie man ihn in der römischen Literatur oft findet, auf sich selbst hielt (cap. 21). Das ist eine tolle Burleske, in der das maßlose Selbstlob lächerlich gemacht wird.

Im letzten 28. Kapitel des genannten Werkes, einer Nachahmung der Divina comedia Dantes, mit dem er befreundet war, beschreibt Immanuel seinen Besuch im Jenseits und schildert die Hölle mit ihren Qualen und das Paradies mit seinen Wonnen. In der Hölle sieht er alle die Frevler, welche die Bibel nennt, denen er oft das ihnen gebührende Epitheton beifügt. In einer Ecke erblickt er einige griechische und arabische Ärzte und Philosophen, unter anderen Plato, einsam, weil — er sagte ohne festen Grund', — daß die Ideen wirkliche Wesen sind, — Aristoteles entsetzt voller Reu' — weil er gelehrt hat, daß die Welt ewig sei, — Alfaraabi büßend, der verleugnete dreist — die Verbindung uns'rer Seel mit Gottes Geist, — Avicenna, verspottet ob seiner Lehr, — daß zur Menschenzeugung kein Mann nötig wär'. Tiefer in die Hölle dringend, hört er in finst'ren, schauervollen Kammern — zahllose Menschen ganz entsetzlich klagen, jammern — Frevler, welche übermütig, wahnbetört — sich auf Erden gegen Gott, den Herrn, empört, — Wollüstlinge, die der eitlen Lust nur fröhnten, — und, beherrscht von Begierd', Sitt' und Zucht verhöhnnten, — die Reichen, die in ihren Schätzen gewöhlt, — aber kein Mitleid für die Armen gefühlt, — die Halbwisser, die im Dämmerlicht lebten — und nicht nach der ganzen, vollen Wahrheit strebten, — die Scheinheiligen, Lügner und die Frömmner — die Rechthaberischen und die Krakehler. Immanuel schwingt über alle, die er in der Hölle angetroffen hat, die Geißel seines Spottes, aber er schildert zu breit, und mit Recht könnte man von ihm sagen: »Weniger wäre mehr« (Lessing, Emilia Galotti).

Er malt zu düster, er übertreibt. Seine Satire ist zu stark gepfeffert und daher weniger genießbar.

Im Paradiese sieht er selbstverständlich alle Frommen Israels und auch anderer Völker, die er nach voller Gebühr preist. Er gewahrt auch seine Verwandten. In einer andern Region des Paradieses angelangt, vernimmt er den Ruf: »Es ist Zeit zu lachen, denn Immanuel ist hergekommen.« Hier begegnet er den Propheten und heiligen Sängern, die ihn wegen der Kommentare, die er zu ihren Schriften verfaßt hat, die schmeichelhaftesten Komplimente machen. David, der königliche Sänger, mit der Harfe in der einen und dem Psalter in der andern Hand, begleitet von H e m a n, A ß a f, J e d u t h u n und den Söhnen Korahs, begrüßt ihn aufs Herzlichste und lobt ihn über die Maßen dafür, daß er seine Psalmen so herrlich erläutert habe. Er läßt alle Kommentatoren seiner Psalmen herbeirufen. Als diese, David Kimchi an der Spitze, vor ihm erschienen sind, legt er ihnen den Psalm 68 vor, um zu hören, wie sie ihn erklärt haben. Ihre Erklärungen haben ihn aber gar nicht befriedigt. Das sagt er ihnen unverhohlen. Nur die Erklärung I m m a n u e l s findet den ganzen, vollen Beifall Davids und selbst seiner Rivalen.

In noch höhere Räume des Paradieses geführt, erscheint er vor M o s e, dem Gottesmanne, der ihn ebenfalls sehr lobt und ihm verheißt, daß er, obwohl seine Seele nicht rein, sein Herz nicht gerade und sein Wandel nicht gerecht seien, wegen seiner vortrefflichen Bibelerklärungen ins ewige Leben eingehen werde. Diese Schilderung mit dem seltsamen Schlußsatze, eine Mischung von maßloser Selbstüberschätzung und einer gewissen Selbstironie, hat etwas von einer Karrikatur an sich. Der vorherrschende Charakter seiner Dichtung über die Hölle und das Paradies ist humoristisch-satirisch.

Dantes *Divina comedia* wurde hundert Jahre später von dem italienischen Dichter M o s e b. I s a a k R i e t i, (ca.

1388—1415) und abermals drei Jahrhunderte später von dem italienischen Dichter M o s e Z a c u t o (geb. 1625 in Amsterdam) nachgeahmt. Der erstere Dichter schildert in seinem Werke »Das kleine Heiligtum«, das ein literarhistorisches Lehrgedicht oder ein Pantheon der Berühmtheiten ist, das Paradies, von dem er Immanuel ausgeschlossen hat, »weil er von der Liebe gesungen hat«. (מקדש מעט, ed. Wien 1851; vgl. Graetz, Gesch. VIII, S. 154). M o s e Z a c u t o dagegen schildert in seinem Werke »Tofte Aruch« nur die Hölle und beschreibt ganz allgemein in der Erzählung von einem Sünder den Kontrast des vergangenen sündhaften Lebens und dessen zukünftigen Qualen (תסתה עירך Ven. 1744. vgl. Berliner in der Ausgabe von dessen Drama יסוד עולם, Berlin 1874). Die beiden Werke der genannten Dichter habe ich nur der Vollständigkeit wegen erwähnt. Ihre eingehende Besprechung gehört nicht zu meiner Abhandlung, in der ich überall in der jüdischen Literatur das satirische Moment hervorkehre. Aus diesem Grunde übergehe ich die jüdisch-italienischen Schriften, die nach dem Tode Immanuels im Laufe mehrerer Jahrhunderte entstanden sind, so wichtig sie auch sonst sein mögen. Von einigen jüdisch-italienischen Dichtern aus dem 15. Jahrhundert war bereits anlässlich der Kontroverse über die Frauen die Rede.

VIII.

Der jüdisch-spanische Dichterkreis hatte sich bald nach dem Tode Charisis stark umwölkt. Die Schaffenslust wurde durch die eingetretenen widrigen Verhältnisse der spanischen Juden getrübt. Diese ertrugen, wie immer, standhaft die Leiden, die über sie hereinbrachen, aber es hat auch nicht an Schwächlingen gefehlt, welche um schnöder materieller Vorteile willen dem Glauben ihrer Väter untreu wurden und, um sich den Anschein zu geben, als ob sie aus Überzeugung zum Christentum übergetreten seien, ihre früheren Glaubensgenossen in Schrift und Wort

maßlos angriffen. Die Angegriffenen blieben die Antwort nicht schuldig. Zwischen den getauften und ungetauften Juden brach ein heftiger Federkrieg aus, in dem die letzteren mit den schärfsten Waffen, welche ihnen die Wahrheit bot, sich gegen die Lüge verteidigten und die Konvertiten, soweit dies den Christen gegenüber zulässig war, mit beißendem Sarkasmus durchhechelten. Ich würde den Rahmen meiner Aufgabe überschreiten, wenn ich diesen Streit, welcher der jüdischen Geschichte angehört, ausführlich schildern wollte (vgl. Graetz, Gesch. VII. S. 337, 357 ff.). Ich beschränke mich auf die Wiedergabe einiger satirischer Xenien, die wie giftige Pfeile hin und her flogen.

Einer der rücksichtslosesten Renegaten war Abner aus Burgos (ca. 1270—1346), ein in der jüdischen Literatur unterrichteter Arzt, der, um bequemer leben zu können, im reiferen Alter Christ wurde und den Namen Alfonso Burgensis de Valladolid annahm. Er bekämpfte das Judentum in einer hebräischen Schrift unter dem Titel »Minchath Kenaoth«, »die Eifergabe«, und war unverschämt genug, sie seinem frühern Freunde Isaak Polkar zu schicken, der mehrere Schriften zur Verteidigung seines Glaubens verfaßt hatte. (vgl. Graetz, a. a. O. S. 12, Geiger, a. a. O. S. 51). Polkar quittierte diese Zusendung mit den folgenden Worten:

Unkeuscher Buhlereien
 Verdächt'ge Seele,
 Du bringst die Eifergabe
 Von Gerstenmehle.
 Ich prüfe dich; die Wasser
 Die bitt'ren trinke,
 Auf daß dein Leib anschwelle,
 Der Fuß dir hinke.

Abner macht sich über ihn lustig und antwortet ihm:

Vermag des Löwen Brüllen
 Dich zu erschüttern,
 Dann, Memme, denk des jüngsten
 Gerichts mit Zittern.

Polkar zahlt ihm mit gleicher Münze heim, indem er ihm erwidert:

Löwenbrüllen, Dräuen, Schelten
 Däucht mir Schafgeblöke nur;
 Würmer, die sich Löwen dünken,
 Flieh'n vor meiner Schritte Spur.
 Nein, ich zage nicht, ich kenne,
 Was die Weisheit hat entdeckt;
 Doch, was du zu finden wähtest,
 Hat mir Lachen nur erweckt.

(Geigers Übersetzung.)

Isaak Polkar (ca. 1270—1340) bietet uns in seinem Werke »Hilfe für die Religion«, in dem er die verschiedenen Parteien im Judentum kritisch beleuchtet, eine eigenartige Satire. (עזר הרה"ק Cod. 57 der Breslauer Seminarbibliothek.) Dieses Werk besteht aus 5 Abschnitten. Der zweite enthält einen Dialog in Makamenform zwischen einem Stockgläubigen und einem Philosophen. (ויכוח התורני עם המילוסוף, ed. in טעם זקנים S. 12.) Der Stockgläubige, ein würdiger, in seinen Gebetmantel gehüllter Greis, und der Philosoph, ein schöner Jüngling, zanken miteinander in einer Volksversammlung in Jerusalem. Der Stockgläubige repräsentiert das starre talmudische Judentum. Er verdammt die Philosophie, die viele Irrtümer lehre und den Glauben zerstöre. Das viele Nachdenken sei überhaupt für die Religion gefährlich. Die Jugend müsse davon ferngehalten und zur völligen Hingebung an Gott angeleitet werden. Die Philosophen seien Gottesleugner. Sie gehen nicht in die Synagoge, tragen keine Schaufäden an ihren Kleidern, legen keinen Tefillin, haben in ihren Häusern

keine Mesusa. Das echte Judentum verlange die strengste Beobachtung aller Zeremonien. Darin allein liege das Heil der Israeliten. Über ihren Zweck nachzuforschen, sei unstatthaft. Das Judentum fordere vor allem ihre Betätigung. Nur eine Forschung sei heilsam, die Vertiefung in dasjenige, was Gott durch seine Propheten offenbart hat, so wie in die Geheimnisse der Haggada und vor allem der Kabbala. Darin allein liege die höchste Weisheit; alles andere, was nicht darauf Bezug hat, sei vom Übel; alles, was aus den »externen Schriften«, d. h. aus den nichtjüdischen Werken geschöpft wird, sei verwerflich und schädlich. Der jugendliche Philosoph schildert dagegen enthusiastisch die Vorzüge der Philosophie, die er für das geeignetste Mittel hält, das Judentum vernunftgemäß zu begründen und seine Wahrheiten zu erfassen, sowie die Zeremonien nicht knechtisch um des Lohnes willen, sondern ihrem höheren ethischen Zwecke gemäß zu betätigen. Der Jüngling übertreibt aber ebenso wie der Greis, indem er z. B. die Philosophie höher stellt als die Prophetie und den reinen Rationalismus predigt. Die Streitenden können sich nicht mit einander verständigen, sie werfen einander die größten Beleidigungen an den Kopf. Wo die Argumente versagen, stellen sich die größten Schimpfworte ein. Der Jüngling schont das Greisenalter nicht. Der Greis greift zum letzten Mittel, das er, wie es die Fanatiker zu alten Zeiten getan haben, für allein probat hält, die Wahrheit unschädlich zu machen. Er ruft: »Tötet, steinigt den Gottlosen, Écrasez l'infâme!« Der Streit beider wurde dem Könige unterbreitet, und dieser schlichtete ihn dahin, daß der starre Glaube ohne vernünftige Erkenntnis dem Menschen ebenso wenig volle Befriedigung gewähre, wie die Vernunfterkennung allein ohne Glauben. Das Judentum fordere beides. Glauben und Wissen, Religion und Philosophie, müssen sich mit einander harmonisch vereinigen.

Ein jüngerer Zeitgenosse des genannten Isaak Polkar

war Schemtob, ein talmudisch gelehrter Mann, der als einer der bedeutendsten kastilischen Dichter seiner Zeit unter den Namen Don Santob oder Santo de Carrion bekannt ist. Er verkehrte am Hofe des Königs Don Pedro von Kastilien (1350—1369), unter dessen Regierung die Lage der Juden in Kastilien sich äußerst günstig gestaltet hatte. Don Santo war nicht getauft, wie früher hie und da angenommen wurde, denn er bekennt sich in seinen Gedichten selbst als Jude. Er widmete dem genannten Könige ein langes Gedicht in kastilischer Sprache unter dem Titel Consejos, »Ratschläge« (vgl. Kayserling, Sefhardim, S. 19 ff., wo dieses Gedicht teilweise übersetzt ist, vgl. Graetz, Gesch. VII. S. 408 ff.) Es ist seltsam, daß ein Jude dem Könige von Kastilien Ratschläge und Unterweisungen erteilte, die zum Teil aus der Bibel und dem Talmud stammen. Diese Tatsache an sich entbehrt nicht des satirischen Beigeschmacks. Das erwähnte Gedicht enthält auch satirische Spitzen nicht nur gegen die Vorurteile, welche man christlicherseits gegen die Juden hegte, als ob diese weniger wie die Christen leisten könnten, sondern auch gegen die Juden, welche in ihren Stellungen oft den materiellen Gewinn im Auge haben. Dieser letztere Fehler mag wohl bei dem einen oder andern Juden vorgekommen sein. Der Dichter mag selbst als Dichter in den christlichen Kreisen seiner Zeit nicht die verdiente Anerkennung gefunden haben. Ich teile nur einige Strophen als Probe mit:

Sollten And're größer sein
 Meines Volkes, als ich bin,
 Weil vom Könige sie allein
 Zogen Gut und viel Gewinn?

Sollte gut sein meine Red',
 Hör' sie nicht verächtlich an,

Weil der Autor niedr'ger steht,
Als wohl mancher Rittersmann.

Ist die Rose minder schön,
Weil ihr steht der Dorn zunächst?
Ist die Rebe zu verschmäh'n
Etwa, weil aus Holz sie wächst?

Ist der Habicht minder wert,
Weil im schlechten Nest die Brut?
Weil der Jude dich es lehrt,
Ist das Beispiel minder gut?

Nein, man acht' mich nicht für dumm,
Weil nach vieler Juden Lust
Ich nicht knechtisch schweige stumm,
Da ich Bess'ren mir bewußt.

Das Glück, das die Juden unter der Regierung Don Pedros genossen, war nicht von langer Dauer. Seine Nachfolger standen ganz und gar unter dem Einflusse der judenfeindlichen Geistlichkeit. Es hat auch nicht an Apostaten gefehlt, welche das Volk gegen ihre früheren Glaubensgenossen aufhetzten. Einer von ihnen war Pedro Ferrus. Er war einst in Alcala, und schlich sich daselbst in das jüdische Lehrhaus ein, wo er übernachtete. Morgens wurde er aus dem Lehrhaus verwiesen. Er sandte darauf ein Spottgedicht in kastilischer Sprache über seine frühere Religion an die Rabbiner von Alcala. Diese antworteten ihm mit einem Gedichte in derselben Sprache, in dem sie ihm andeuteten, daß er seinen Glauben doch nur um des schnöden Gewinnes willen verlassen habe. Ich teile nur die folgenden Strophen mit. (Kayslerling a. a. O. S. 43.)

**Wir Rabbis wollen im Verein
Bescheid Don Ferrus geben,**

Nur mög' er so verständig sein
 Und sie zu verstehen streben.
 Bewiesen ist für alle Zeit :
 Es währt nicht alle Ewigkeit
 Das Erdenglück, das dich erfreut.

Ob heiter auch dein Aug' jetzt blickt,
 Die Trübsal dich verlassen,
 So ist doch gar zu ungeschickt
 Dein allzu närrisch, gottlos Spaßen.
 Mach' über Gott nur deinen Witz,
 Wozu ist auch er sonst wohl nütz,
 Wenn man im Amt und Reichtum sitzt.

Eine der interessantesten Satiren der jüdischen Literatur, die ebenfalls einen Konvertiten betrifft, ist die folgende. Profiat Duran, eigentlich Isaa b. Mose Halevi, genannt Efodi, ein namhafter Gelehrter, wurde 1391 in Catalonien bei einer blutigen Verfolgung der Juden mit mehreren seiner Glaubensgenossen zur Taufe gezwungen. Er beschloß zusammen mit seinem Freunde David Bonet Giorno, der sich in derselben Zwangslage befand, nach Palästina auszuwandern, um dort zum Glauben ihrer Väter zurückzukehren. Sie verabredeten sich, in einer südfranzösischen Hafenstadt zusammenzutreffen, um von dort aus gemeinsam ihre Reise nach Palästina anzutreten. Profiat Duran traf aber daselbst seinen Freund nicht, sondern erhielt von ihm einen Brief, in dem er ihm mitteilte, daß er in dem neuen Glauben aus voller Überzeugung ausharren werde, und ihn in schwärmerischer Lobeserhebung dieses Glaubens zu einem gleichen Schritte zu bewegen suchte. David Bonet Giorno ist zu seinem Verbleiben in Christentum, wie es scheint, durch seinen Lehrer Paulus Burgensis oder de Santa Maria veranlaßt worden, der vor seiner Taufe Salomo Levi

aus Burgos hieß, als Rabbiner sehr geschätzt war und nun in seiner hohen kirchlichen Stellung feindselig gegen die Juden auftrat. (Graetz, Gesch. VIII, S. 84 ff.)

Profiat Duran antwortete seinem Freunde David Bonet Giorno in einer hebräischen Epistel, in der er dessen Verhalten billigte, zu dem ihn nicht der Verstand, sondern der Glaube allein bestimmte. Das sei ganz recht, denn der Verstand des Menschen sei trügerisch und habe mit seinen Schlüssen und Beweisen in solchen Dingen gar nicht dreinzureden. Lass dich nur, rief er ihm zu, vom Verstande nicht berücken. Er strich die Überlegenheit des Christentums über das Judentum außerordentlich heraus. Die Parallele, die er zwischen den beiden Glaubensbekenntnissen zog, beginnt mit dem oft wiederkehrenden Refrain אל תהי כאבותיך »Sei nicht wie deine Väter«, die an einen einzigen Gott glaubten. Die menschliche Vernunft könne diese Einheit nicht fassen, wohl aber die Dreieinigkeit Gottes begreifen. Sei nicht wie deine Väter, welche glaubten, daß Gott ein rein geistiges, unveränderliches Wesen sei. Daß ein solches Wesen existiere, sei lediglich die Annahme der philosophischen Spekulation. Daß aber Gott Mensch geworden sei, das leuchte vollkommen ein. In diesem Tone werden auch die anderen Gegensätze des Juden- und Christentums beleuchtet, und schließlich werden noch einige schmeichelhafte Komplimente an Paulus de Santa Maria gerichtet.

Diese Epistel wurde christlicherseits als eine Verherrlichung des Christentums durch einen getauften Juden aufgefaßt und unter dem Titel Alticabotica (Al tehi ka Abo-teka) vielfach verbreitet. Erst allmählich erkannte man, daß sie eine überaus geistreiche Satire auf die Konvertiten sei, welche vorgaben, die Taufe nur aus Überzeugung angenommen zu haben. Diese Erkenntnis hatte eine außerordentliche Wirkung. Sie hat in christlichen Kreisen eine arge Enttäuschung hervorgerufen und in jüdischen, den im-

Glauben ihrer Väter Wankenden, neuen Mut eingefloßt. (Efodis Epistel zuerst ediert von Isaak Akrisch, Konstant. ca. 1547, ist auch sonst erschienen, u. a. in Geigers Melo Chofnajim, Berlin 1840, ins Deutsche übersetzt von Geiger, »Wissensch. Zeitschr. für jüd. Theologie IV, 452, vgl. über Efodi, מעשה אסיר, ed. von Friedländer und Kohn, Wien 1865, vgl. Graetz a. a. O. S. 94.).

Eine ähnliche Satire verfaßte mehrere Jahre später — die Zeit läßt sich nicht näher bestimmen — Salomo b. Reuben Bonfed, ein Zeitgenosse und Verwandter des genannten Profiat Duran (vgl. dessen Diwan, Cod. Bodl. 1984 Nr. 32, Katalog Neubauer S. 672, vgl. Groß, Gallia judaica S. 358, vgl. über ihn Steinschn. Hebr. Bibliogr. XIV, S. 79 ff. den umfassenden Artikel »Poëten und Polemiker in Nordspanien um 1400«). Er lebte als Rabbiner in Saragossa zur selben Zeit wohl, wie Salomo b. Meschullam da-Piera daselbst weilte, und gehörte wie dieser zu den größten jüdischen Dichtern Spaniens an der Wende des 14. u. 15. Jahrhunderts (vgl. über da-Piera die dankenswerte Abhandlung von Heinrich Brody, Berlin 1893). Während aber Salomo b. Meschullam da-Piera vorzugsweise Panegyriker war und mit den verschiedenen Gelehrten und Dichtern in freundschaftlicher Korrespondenz stand, war Solomo Bonfed ein scharfer Polemiker und dabei ein Meister der Satire und Parodie.

Astruc Remoch (רמך) aus Fraga, ein geschätzter jüdischer Arzt, war in der oben erwähnten Zeit zum Christentume übergetreten und wurde nun genannt Francesco דישוורדה, wahrscheinlich de Cervera (Cod. Bodl. Nr. 916, Kat. Neubauer S. 200 דישוורדה, Cod. Bodl. Nr. 1984, Kat. S. 671 די שוי יורדי, Cod. München Nr. 312, Kat. S. 137 די שוי יורדינו, in der erwähnten Edition der Epistel Efodis, Konstant. די שוי קורני. Ich emendiere alle diese Namen in די שווררה de Cervera, vgl. Gallia S. 644). Der genannte Apostat richtete einen in schönem Hebräisch geschriebenen.

Brief an seinen jungen Freund En-Schealtiel Bonafos, und suchte ihm die christlichen Dogmen plausibel zu machen, um ihn zu bekehren. En-Schaltiel lehnte, wohl aus Furcht vor der Rache des fanatischen Apostaten, den Lockruf in maßvollster Weise ab. (Astrucs Brief ist zusammen mit der erwähnten Epistel Efodis, ed. Konstant. abgedruckt. Der Adressat heißt hier, wie auch sonst in Handschriften **בנפוס אשלתאל** v. Steinschn. a. a. O. S. 107. Nur Cod. Bodl. Nr. 916 Kat. S. 200 heißt er **בן בר אשלתאל דפירא** »Der gelehrte Sohn des Schaltiel da-Piera«. Das ist wohl ein Fehler. Es ist schwer, die spanischen Personennamen mit Sicherheit zu identifizieren.)

Salomo Bonfed trat für Schaltiel in die Schranken und antwortete dem Apostaten in gereimter Prosa. »Schön, ruft er ihm im Eingange seines Briefes zu, ist Deiner Rede Form, aber die Gedanken, die sie ausdrückt, ist ganz abnorm. Deine Fittige sind die einer Taube, aber Dein Leib ist der eines Raben. Du predigst Liebe und birgst im Herzen Haß. Du gleichst einem häßlichen Frauenzimmer, das sich mit glänzendem Schmucke bedeckt und süß flötet, um die Männer zu fangen«. Er unterzieht dann die wichtigsten christlichen Dogmen einer zersetzenden Kritik. Ich mag seine Worte nicht wiedergeben, denn seine Einwendungen sind nicht neu. Bewundernswert ist der Mut, mit dem er in einer Zeit des widrigsten Sykophantentums der jüdischen Apostaten seine Meinung offen aussprach. Seine Satire wirkt durch den überaus geschickten Musivstil und durch die Wahrheit, mit der er dem Gegner die bittersten Pillen nicht kandierte, sondern in natura zum Verschlucken reicht. (Bonfeds Antwort ist abgedruckt mit der Epistel Efodis in der ed. Konstant. und auch im **פנק יודא** Breslau 1846.)

Von seinen Schriften, die sich zum Teile handschriftlich erhalten haben (vgl. seinen Diwan Cod. Bodl. Nr. 1984 und Cod. Halberstam Nr. 242, vgl. dessen Katalog) sind nur wenige veröffentlicht worden. Zu den letzteren gehören

unter anderen zwei Schriften, ein Pamphlet gegen seine Gegner von Saragossa, die ihn aus seiner Stellung als Rabbiner daselbst verdrängt haben, und denen er die grössten Insulten ins Gesicht schleudert (ed. von Steinschn. in seinem Katalog der Michaelschen Bibliothek) und ein Streitgedicht gegen dieselben Gegner. (שיר הרלוונה ed. in דברי חסד S. 21 und von Egers, Monatsschr. 1884, S. 523.) In diesem Gedichte gibt er ergreifenden Ausdruck dem Schmerze über das Mißgeschick, das seine Feinde ihm bereitet haben, und findet seinen Trost in der Erwägung, daß der große Meister Salomo Ibn Gabirol seiner Zeit ebenfalls von den Saragossanern verfolgt wurde. Gabirol erschien ihm, so erzählte er, in einer Vision, begrüßte ihn als seinen Sangesbruder und bot ihm seinen Beistand gegen die Bösewichter von Saragossa an. Dem Satiriker Bonfed waren drei Dinge eigen, die seine kraftvollen Dichtungen trübten, die Streitsucht, die persönliche Gereiztheit und das Übermaß von Selbstbewußtsein. Ihm gehören mehrere scharfe Epigramme an (vgl. Geiger, Jüdische Dichtungen der spanischen und italienischen Schule, S. 52, 53) und wahrscheinlich auch das folgende (vgl. den Text bei Steinschn. Hebr. Bibliogr. XIV, S. 97), das ich in der folgenden Übersetzung wiedergebe.

An einen Verleumder.

Von der Biene hast du den Stachel nur,
Mit dem du gerne schlägst eine Wunde.
Von dem Honig hast du keine Spur,
Den die Biene birgt in ihrem Munde.

In derselben Zeit, in der Bonfed seine Streitschriften geschrieben hat, (1415) verfaßte Salomo Alami in Portugal ein ethisches Sendschreiben in gereimter Prosa unter dem Titel אגרת מוסר (ed. Konstant. 1609 und sonst, von neuem durch Jellinek, Leipzig 1854, von Zunz im Auszuge übersetzt in dessen gesammelten Schriften, II, S. 147). In

dieser Schrift hält der Verfasser in den traurigen Verhältnissen der jüdischen Bewohner der pyrenäischen Halbinsel, den Vorboten der gegen Ende dieses Jahrhunderts eingetretenen furchtbaren Katastrophe, seinen Glaubensgenossen einen Sittenspiegel vor. Er ermahnt sie in herzinnigen und warnt sie in bitterbösen Worten. Er verspottet den Hochmut und die Prunksucht der Reichen, die ihrer armen Glaubensgenossen nicht gedenken, sich um das Gemeinwohl ihres jüdischen Stammes nicht kümmern und gegen den Glauben ihrer Väter indifferent sind. Er tadelt die Nachahmung christlicher Sitten und Gebräuche, in denen die Kinder erzogen und ihrer heiligen, altjüdischen Sitte entfremdet werden. Er geißelt die Streitsucht der Vornehmen der Gemeinde, die aus Neid einander anfeinden und selbst davor nicht zurückschrecken, einander bei den Fürsten zu verleumden. Er warf den Predigern und Schriftstellern Mangel an gründlichem jüdischem Wissen und die Sucht zu prahlen vor. »Die genannte Schrift, sagt Zunz (a. a. O.), ist ein schönes Zeugnis für das Judentum, daß es niemals seine Bekenner hat in die Irre gehen lassen, daß wir in seinen Lehren stets die Mittel und den Mut zum Zurechtweisen gefunden. In dieser Schrift ist manches, was auch unserer Zeit mit Nutzen gesagt sein kann.«

Eine der merkwürdigsten Satiren ist die des spanischen Dichters Anton de Montoro Ropero. Er hieß als Jude Kohen und war seines Handwerks Schneider. Nach seiner Taufe hat er sich als Troubadour berühmt gemacht und genoß großes Ansehen, aber er trat nicht wie die andern Apostaten feindselig gegen seine früheren Glaubensgenossen auf, sondern nahm sich im Gegenteil ihrer an. Nach der Einführung der Inquisition (1480), unter der die Neuchristen, die im geheimen dem Judentume anhängen, viel gelitten haben, richtete Anton de Montoro, genannt der »boshafte Kohen«, folgendes Gedicht an die Königin Isabella, in dem er ihr Vorstellung machte wegen der von der Inquisition

geübten Strenge. (Kayslerling a. a. O. S. 90, Graetz, Gesch. VIII., S. 306.)

O Ropero, weh-durchzuckt, traurig,
 Empfindest du nicht brennenden Schmerz?
 Sechzig Jahre alt geworden,
 Zum Christen nun bekehrt,
 Schwur er nicht mehr beim Schöpfer
 Sondern leierte sein Credo ab,
 Verzehrte Gerichte mit Schweinebissen
 Mit halbgebratenen Schinkenschnitten,
 Messe hören, beten, Kreuze schlagen,
 Alles vermochte nicht die Spur
 Vom getauften Juden zu verwischen!
 Die Augen verdreht,
 Und mit großer Andacht
 An den heiligen Tagen
 Hergesagt und hergebetet
 Christi Leidensgeschichte,
 Anbetend den Gottmenschen,
 Daß er mich von meiner Sünde erlöse,
 Kann ich doch nicht den Namen
 Des alten, schandbaren Juden verlieren.
 O Königin von großer Macht!
 Zum Gedeihen des heiligen Glaubens
 Will unser Herr nicht
 Mit Zorn den Tod des Sünders,
 Sondern, daß er lebe und Reu' empfinde.

IX.

Wenn der genannte spanische Troubadour auch nach seiner Taufe sein jüdisches Herz bewahrt hat, was einige Anerkennung verdient, so hat Süßkind von Trimberg (Anfang des 13. Jahrh.) als deutscher Minnesänger seinen jüdischen Glauben überhaupt nicht aufgegeben. (Graetz

Gesch. VI, S. 277; L. Fürst, Illustrierte Monatshefte usw. I, S. 12.) Seine Gedichte schließen in schönen Formen köstliche Gedanken in sich. Süßkind konnte mit den anderen deutschen Minnesängern wetteifern, aber er war doch nur ein Jude und erfuhr als solcher manche Zurücksetzung. In seinem Unmute darüber dichtete er die folgenden satirischen Verse :

Das Lied verklingt im hohen Saal.
 Da zieht der Burgherr blank den Stahl;
 Allein die Gäste wehren ihm:
 »Er ist ein Jude! Laß ihn ziehn;
 Er ist des Ritterzorns nicht wert,
 Sein Blut beflecke nicht dein Schwert.«

Und Süßkind zieht fort im Tale.
 Nun wallt er einsam an der Saale.
 Sitzt trauernd an des Ufers Rand
 Und singt und spielt mit müder Hand.

Süßkind, der sich seiner dichterischen Kraft voll bewußt war, unternahm es wie die anderen Minnesänger, von Burg zu Burg zu ziehen und für Geld seine Lieder erklingen zu lassen. Verbittert über seinen Mißerfolg stimmte er folgendes satirische Lied an :

Was soll dieses traurige Wandern
 Mit Sang und Saitenspiel
 Von einer Burg zur andern?
 Was ist mein Lohn, mein Ziel?

Sie wissen, daß der Sänger
 Verhaßten Glaubens Sohn;
 Sie reichen ihm nicht länger
 Den kargen Minnelohn.

Verstummet denn, ihr Lieder,
 Vor jedem Edelhaus.

Ich will als Jude wieder
Ziehn in die Welt hinaus.

Will Mantel und Hut erfassen
Und will nach Judenart
Mir wieder wachsen lassen
Den langen grauen Bart.

So will ich still verbringen
Den Rest, der mir beschert,
Und denen nicht mehr singen,
Die meiner Kunst nicht wert.

Weniger anmutig, aber nicht weniger sarkastisch ist die Satire eines sonst unbekanntes Dichters Namens Gumplin, der in hebräischer Sprache ein Spottgedicht auf die reichen Juden des Rheinlands gedichtet hat. Das Gedicht stammt sicherlich aus der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges, in der das Rheinland furchtbar verwüstet entvölkert und verarmt war, so daß viele Juden, die an den Bettelstab gekommen waren, bei den reichen Glaubensgenossen der größeren Städte Unterstützung suchten und oft von diesen hartherzig behandelt wurden. Für diese armen Juden brach nun der Dichter Gumplin eine Lanze in dem Gedichte, das ich in der folgenden Übersetzung wiedergebe (vgl. den Text bei Geiger, *Melo Chofnajim* S, 51.).

Arme Leute, welche unsted wandern
In der sie arg bedrängenden Not
Immerfort von einer Stadt zur andern,
Um zu erbetteln ihr tägliches Brot,

Haben im Unmüte mich gebeten,
Daß ich gegen den Geiz, der nicht kennt
Ein Erbarmen mit den harten Nöten,
Geißelnd ein paar scharfe Pfeile send'.

Die Geizigen geb ich preis dem Spotte.
 Sie wohnen an dem schönen Rheinstrom',
 Doch sind eine so häßliche Rotte
 Sie wie die Leut' des verfluchten Sodom.

Nennen ihr Land Zarfat (צַרְפַּת), Reich der Franken,
 Das heißt hebräisch doch (צַר סֶת) Brod leer,
 An großer Hartherzigkeit sie kranken,
 Gehören wie Sodom an das Tote Meer.

Ihre Heldentaten will ich preisen,
 Will erzählen, was sich Schön's zutrug,
 Was geschehen ist in ihren Kreisen,
 Will schildern ihren Charakterzug.

Wenn die Armen an die Türen klopfen,
 Ruft der Hausherr seine Frau herbei.
 Sieh', Gesindel seinen Bauch will stopfen,
 Fütt're es mit einem bill'gen Brei.

Uns're Speisekammern mußt du schonen,
 Bereite etwas, was den Magen füllt,
 Eine lange Brüh' mit wenig Bohnen
 Oder auch Erbsen wohl den Hunger stillt.
 Nennen ihr Land usw.

Eines dabei darfst du nicht vergessen,
 Der Brühe beizumischen recht viel Klei',
 Denn die Armen wollen ~~h~~satt sich essen,
 Daher muß ergiebig sein der Brei.

An der Kleie brauchst du nicht zu sparen,
 An den Körnern aber desto mehr;
 Diese sollen im Wasser fahren
 Wie der Sand auf dem Grunde im Meer.
 Nennen ihr Land usw.

Am Sabbat und an den Feiertagen
Genießen sie nicht besondere Speis';
Prachtvolle Gewänder doch sie tragen
Und schmücken sich gern in jeder Weis'.

Firlefanz haben gern diese Gecken,
Besonders glänzenden Kleiderschmuck.
Ihren Kopf gar hochmütig sie strecken,
Wenn auch der Magen nicht hat genug.
Nennen ihr Land usw.

Ihr Land am Rhein wird nicht mehr geachtet,
Denn in ihm herrscht die bitterste Not.
Als Land des Elends wird es betrachtet,
Denn in ihm gibt es nur wenig Brot.

Das Fleisch ist ein rarer Leckerbissen,
Der in geringem Maß' genossen wird.
Es wird in so kleine Stücke zerrissen,
Daß es sich im großen Topf verliert.
Nennen ihr Land usw.

Den Hausleuten wird streng aufgetragen :
Wenn ein läst'ger Gast an die Tür pocht,
Nach Vorschrift an verschiedenen Tagen
Nur die größte Kost abwechselnd kocht.

Am Sonntag etwas Gemüse siedet,
Am Montag gibts einen Brodaufguß,
Der Dienstag Zwiebel mit Knoblauch bietet,
Am Mittwoch ihr Rest genügen muß.
Nennen ihr Land usw.

Am Donnerstag vertrocknete Linsen gebet,
Doch sei diese Speise nicht zu fest,
Sehet, daß ihr davon was aufhebet
Damit für Freitag noch bleibe ein Rest.

Am Sabbat im Essen Maß man halte ;
 Er soll ein heiliger Ruhetag sein.
 Ein erbaulicher Geist an ihm walte ;
 Man genieße wenig Fleisch und Wein.
 Nennen ihr Land usw.

Das Schrifttum der deutschen Juden des Mittelalters bot mir fast kein Material für meine Abhandlung. Der Scharfsinn, der Witz der deutschen Juden erschöpfte sich in der spitzfindigen Erläuterung des Talmuds; die Dichtkunst stand im Dienste der Religion. Die weltliche Dichtung ergoß sich nicht wie in Südfrankreich, Spanien und Italien in breiten Strömen, sondern rieselte in schmalen Rinnsalen hin und ermangelte, wenn es sich nicht gerade um einen Purimscherz handelte, des fröhlichen Humors. Die ethischen Werke (ספרי מוסר) der deutschen Gelehrten, sind vortrefflich. Ich nenne nur das »Buch der Frommen« von Jehuda b. Samuel b. Kalonymos dem Frommen, das Werk »Rokeach« von Eleasar b. Jehuda aus Worms und das »Testament« von Ascher b. Jechiel (vgl. Zunz, zur Gesch. und Lit. S. 122 ff. S. Bäck in dem von Winter und Wünsche herausgegebenen Sammelwerke. Die jüd. Literatur. Trier 1896, III, S. 627 ff.). Die jüdische Sittenlehre spiegelt sich in diesen Werken in ihrer ganzen Höhe klar und hell wieder, aber sie wird ziemlich trocken oder vielmehr ziemlich sanft vorgetragen. Es fehlt ihr jener Sarkasmus, der seine Stachel in die Herzen derjenigen senkt, die aufgerüttelt werden sollen.

X.

Dieser Sarkasmus ist für die Sittenlehre wie für die Predigt, insofern sie eine moralische Tendenz verfolgt, das, was die scharfen Gewürze für die Speisen sind. Die spanisch-portugiesischen und italienischen jüdischen Prediger haben bis zum 18. Jahrhundert herab die Moral, die sie predigten,

in eine so dichte Wolke philosophischer Reflexionen und gekünstelter, witziger haggadischer Auslegungen der Bibel gehüllt, daß ihr eigentlicher Kern dem Zuhörer verloren ging, (vgl. S. Bäck a. a. O. II, S. 609, ff. Die Darschanim vom 15. bis zum Ende des 18. Jahrh.).

Die deutschen Darschanim vom 16. Jahrhundert angefangen, bedienten sich wohl auch dem Geschmacke der Zeit huldigend, der haggadischen Auslegungskunst. Sie predigten aber mehr in einer zu Herzen gehenden Form eine gesunde Moral, in der sie die Zuhörer nicht nur darüber belehrten, was sie tun sollten, sondern ihnen auch unter Hinweis auf die Schäden der Zeit warnende Beispiele vor die Seele führten, um ihnen zu zeigen, was sie nicht tun sollten. Wenn dieser Hinweis auf die Fehler der Zeit nicht bloß polternd, sondern mit gemessenem Sarkasmus stattfindet, dann wird die Rede wie die Strafrede der Propheten, von der ich bereits gesprochen habe, zur tatsächlichen Satire. Dieser letztern Art waren, um nur ein Beispiel anzuführen, die Predigten des berühmten Ephraim Lenczyz (gest. 1619 in Prag), der in seinen zahlreichen, allgemein bekannten Predigten sich die Aufgabe gestellt hat, ich möchte sagen, im Geiste der Propheten die ethische Seite des Judentums mit besonderem Nachdruck hervorzukehren. Er geißelt mit seltener geistsprühender Beredsamkeit schonungslos die sittlichen Gebrechen seiner Zeit und warnte seine Glaubensgenossen ganz besonders davor, durch ihr Betragen Anstoß bei den Christen zu erregen, damit das Judentum nicht falsch beurteilt und etwaigen Angriffen ausgesetzt werde.

Der berühmte polnische Wanderprediger Zebi Hirsch Woydyslaw (1796—98 in Berlin, vgl. Bäck a. a. O. S. 685) bedient sich in einer Predigt des folgenden Gleichnisses: Eine weise Regentin sandte ihren Minister nach einer entfernten Gegend ihres Reiches, damit er sich daselbst über den Zustand der Sträflinge orientiere, die in einem Hütten-

werke arbeiten mußten. Er war über das schlechte Aussehen der Arbeiter entsetzt und stellte den Direktor des Hüttenwerkes darüber zur Rede. Auf die Mitteilung, daß die Arbeiter deshalb so schlecht aussähen, weil sie durch die Kraft ihrer Lungen die Glut des Feuers im Schmelzofen anfachen mußten, erklärte der Minister dem Direktor den Mechanismus des Blasebalges, durch den die Arbeiter von ihrer Anstrengung entlastet würden. Als der Minister im nächsten Jahre wieder das Hüttenwerk besuchte, fand er zu seinem größten Erstaunen wieder den alten Schlendrian vor. Wo sind, fragte er entrüstet den Direktor, die Blasebälge? Ja, antwortete dieser: Ich habe die Blasebälge wohl erhalten, aber sie wirkten nicht mehr, weil die Glut bereits erloschen war. Nun freilich, sprach der Minister: Wenn Ihr die Glut ersterben lasst, da nützt kein Blasebalg mehr.

Das ist, sagte der Prediger zu seinen Zuhörern, unter denen sich auch David Friedländer, Mendelssohns Freund, befand, der das Heil des Judentums von der Einführung wesentlicher Reformen erwartete, mein Gleichnis. Höret nun die Anwendung. Unsere heilige Religion stellt an uns mannigfache Forderungen. Unsere Väter haben sie mit flammender Begeisterung erfüllt, die in ihren Herzen loderte. Diese Glut wurde durch die verschiedenen Satzungen und Bräuche genährt. Ihr wollt diese abschaffen und durch neue Formen ersetzen. Gebet acht, daß es Euch damit nicht so gehe, wie dem erwähnten Direktor. »Wenn einmal die flammende Begeisterung für die Religion unserer Väter erloschen ist, dann hilft keine Reform mehr.« Diese Predigt ist eine Satire auf die übertriebene Reform des Judentums.

Der Witz gibt der Satire zündende Kraft. Er ist auch in jeder Form, in die er gekleidet ist, der eigentliche Schlager der Predigt, wenn ihm auch der rechte Gehalt entspricht. Der berühmte italienische Dichter Immanuel Frances (1686—c. 1710) verfaßte unter verschiedenen

Satiren auch eine auf solche Prediger, die mehr nach Effekt haschen, namentlich durch die Buchstabenmystik, Notarikon und Gematriot die Bewunderung der Zuhörer erwecken wollen. Die Satire ist betitelt »Dialog zwischen Rechab und Baana« (וכוח רכב ובענה), mitgeteilt von H. Brody, in seiner Ausgabe der »Hebräischen Prosodie« טק ששתיים des Immanuel Frances, Krakau, 1892, p. 18 v. Steinschn. Katalog der hebräischen Handschriften der kgl. Bibliothek in Berlin II, Nr. 56, S. 34). Ich gebe diese in gereimter Prosa verfaßte Satire in der folgenden Übersetzung wieder.

Baana: Mein Herz von flammendem Zorn' erglöh't,
Daß der Titel Rabbi mich nicht zieret,
Wenn mein Auge einen Toren sieht,
Der als Rabbi der Meng' imponieret.

Rechab: Hör' auf meinen Rat, auf ihn acht',
In einen langen Mantel dich hülle,
Respektable Kleidung würdig macht.
Setz auf, nicht zu vergessen, eine Brille.

Im Tempel steh' dein Mund niemals still;
Ab und zu mußt fromm du gen Himmel blicken,
Heiße Tränen vergießen gar viel,
Auch dann und wann tief zur Erd' dich bücken.

Den Bart lass wachsen, daß er werd'
So lang, daß er bis zum Nabel walle,
Denn das für den Rabbi sich gehört,
Der will, daß ihn respektieren alle.

Baana: Was du mir rätst, ist weise und gut,
Aber ich habe wohl viel studieret.
Zum Predigen fehlt mir doch der Mut,
Da ich dies niemals hab' probieret.

Rechab: Das Predigen freilich ist gar schwer,
Wenn man selbst das nöt'ge Mehl müßt' mahlen.

Aber man begegnet selten mehr
Echten Prediger-Originalen.

Mancher Prediger sehr geistreich spricht,
Und wunderschön Bibelstellen deutet.
Doch, was er redet, gehört ihm nicht,
Er hat fremde Werke ausgebeutet.

Mancher gerne sich bedient der Mystik,
Will mit ihrer tiefen Weisheit prahlen,
Erklärt das Bibelwort durch Kunststück
Mit dem Spiel der Buchstaben und Zahlen.

Das Publikum, zu dem er so spricht,
An das er mit solcher Kunst sich wendet,
Versteht dieselbe mitunter nicht,
Doch wird's durch ihren Zauber geblendet.

Gehüllt in deinen Gebetmantel,
Besteige, um dich zu produzieren,
Mutig, unerschrocken, die Kanzel;
Darfst das Publikum nicht hoch taxieren.

Damit deine Predigt dir geling',
Wart' ein wenig, suche dich zu fassen;
Nase, Mund und Bart in Ordnung bring'.
Alles das darfst du nicht unterlassen.

Ganz gefaßt dann deine Red' anfang'
Und halte sie ohne jedes Zagen.
Vor dem Publikum sei dir nicht bang;
Du mußt ihm die volle Wahrheit sagen.

Deinen Mund so voll als möglich nimm,
Du darfst als Prediger alles wagen;
Red' mit Pathos, mit sehr lauter Stimm',
Kannst auf das Pult mit der Faust auch schlagen.

Wenn du auftrittst mit der nötigen Kraft,
 Und mir folgest in deinem Verhalten,
 Deine Red' dir dann Respekt verschafft
 Bei den Jungen und auch bei den Alten.

Zum Schlusse will ich einige Streiflichter auf die modernen Ghettogeschichten werfen (vgl. Groß, Allgemeine Zeitung des Judentums 1908, Nr. 6—7. »Das Ghetto in der Dichtung«). Diese wollen uns das immer mehr verblässende Bild des eigentümlichen Lebens des Ghetto mit seinen Licht- und Schattenseiten vor die Seele führen. Sie kleiden das Schöne des innigen, reichen Gemütslebens, das bei allem Leid im Ghetto pulsierte, in eine idyllische Form und zeigen uns die Mängel der Bewohner des Ghetto, die in dem schweren Drucke und ihrer sozialen Ausschließung ihren Grund hatten, in dichterischen Gestalten verkörpert, die uns als satirische Figuren erscheinen. Solche Figuren erblicken wir, um nur einige Beispiele anzuführen, in den Erzählungen Bernsteins. In einem Ghetto ist am Sabbat der Eruw zerrissen, das ist der Draht, der die ganze Judenstadt umspannt und sie zu einem in sich abgeschlossenen, eigenen Raume macht. Die Weisen der Gasse disputieren mit einer Dialektik, die einem Philosophen alle Ehre machen würde, wie man dieser Kalamität steuern könne, um zu Mittag die Sabbatspeise holen zu können. Entsetzlich, ganz entsetzlich! (Vögele der Maggid.) In einem andern Ghetto hat sich noch Schrecklicheres zugetragen. Ein Bewohner hat sich entschlossen, dem Schacher zu entsagen und im nächsten Dorfe ein Bauer zu werden. So was! Unerhört! Das ganze Ghetto ist im Aufruhr. (Mendel Gibbor.) Die Scheu der Leute des Ghetto von dem Ackerbau und dem Handwerk geißelt Leopold Kompert in humorvoller Weise. (»Am Pfluge« und »Die Prinzessin«). Das ganze Ghetto, so erzählt er, war aus Rand und Band, als ein jüdischer Jüngling

Schlosser wurde und als solcher einen Blitzableiter auf der Synagoge anbrachte. Schickt sich das für ein jüdisch Kind? Es ging dennoch. Die Kompertsche Muse hat zwei drollige Gestalten geschaffen, den Lehrer Arnstein, der die Jugend in die Geheimnisse der Partizipialkonstruktion einweiht und »Feiwel den Buchhalter«, den Politiker der Judengasse, der die Geschichte Napoleons erzählt, den er, obwohl er 50 Jahre nach ihm gelebt hat, beinahe in Schönbrunn gesehen hätte.

Die Erzählungen von Bernstein und Kompert sind zum Teil Romane, in denen die Liebe die treibende Macht ist, welche goldene Fäden spinnt, die auch im Ghetto sich von den Herzen zu den Herzen wie die Metalldrähte des Eruw von den Häusern zu den Häusern ziehen. Die Liebe machte die Prinzessin des Ghetto zur guten Bäuerin, die in der Sorge um den Hühnerstall Machats französische Grammatik vergaß, in der sie von ihrem Lehrer Arnstein unterrichtet wurde. Die Liebe zündete wie ein Blitz in den Herzen des jüdischen Schlossers und seiner jungen Nachbarin, deren Eltern am meisten gegen die Schlosserei und besonders gegen die Errichtung des Blitzableiters geeifert hatten. Die Liebe verklärt bei Kompert die Schäden des Ghetto und zeigt sie uns in milderem Lichte. Sie schlägt auch die Brücke zwischen dem Ghetto und der Welt außerhalb und wird zur Versöhnung der Menschen führen.

Diese Liebe tritt in den Erzählungen von Karl Emil Franzos nicht mit der ihr eigenen versöhnenden Kraft auf. Die Fehler der Leute der Judengasse erscheinen bei ihm in ihrer häßlichsten Gestalt. Der Humor, mit dem er sie schildert, gibt ihnen ein abschreckendes Aussehen. Wir haben es bei ihm freilich mit der polnischen Judengasse zu tun. Alle seine Erzählungen in den »Kulturbildern aus Halbasien,« soweit sie die Juden betreffen, sind eine einzige große Satire auf die Juden in Barnow, die Verkörperung des polnischen Ghetto mit seinem Schmutze, seiner gei-

stigen Barbarei, seinem Aberglauben, seinem mangelhaften Jugendunterrichte und seiner Unvernunft in der frühzeitigen Eheschließung und dem daraus folgenden sozialen Elend. Der letzte Satiriker auf den ich kurz hinweise, ohne auf seine Werke näher einzugehen (vgl. Näheres, Groß, Zeitung des Judentums, a. a. O.), ist Zangwill, der in seinem in englischer Sprache verfaßten Buche »Kinder des Ghetto« die sozialen und religiösen Verhältnisse der Londoner Juden satirisch beleuchtet. Sein Buch ist ein getreues Spiegelbild der verschiedenen Gegensätze, die nicht nur das englische sondern auch das gesamte Judentum bewegen.



Berichtigungen :

Seite 2, Zeile 11 v. o. lies: dem (statt den).

Seite 27, Zeile 3 v. o. lies: ihrer (statt seiner).

Seite 30, Zeile 11 v. o. lies: Töne (statt Söhne).

Seite 32, Zeile 8 v. u. lies: Basra (statt Lasra).



472

